Der

Erste Raub an Deutschland.

Der

Erste Raub an Deutschland.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Dritter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Erstes Kapitel.

Im Alpenlande war der Winter frühzeitig mit großer Strenge eingebrochen, hatte die Berge bis an den Fuß mit Schnee bedeckt, und die grünen, lustigen Flüsse und Bäche in den Thälern mit Eis gepanzert. Auf die Stürme, denen die mit Steinen beschwerten Dächer der Dorf- und Sennhütten kaum widerstanden, war nun eine stille, grimme Kälte gefolgt, ungewöhnlich im November, welche die verschneiten Wege öde machte und selbst die Bewohner der Hauptstadt des schönen Tirolerlandes in ihre Häuser bannte, daß sich nur wenige Menschen, welche ihren Geschäften nachgingen, oder Sänften mit Decken und Pelzwerk verhangen auf den Straßen sehen ließen. Doch war Innsbruck

von vielen und hohen Gästen erfüllt, denn der Kaiser hatte hier seine Hofstatt aufgeschlagen.

Tirol, wie alle deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg, seit Kaiser Max sie vereinigt, gehörte jetzt dem römischen Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, nach dem Vertrage, der vor dreißig Jahren schon zwischen Beiden geschlossen war, als Karl der Fünfte die Kaiserkrone unlängst gewonnen hatte. Danach hatte Karl als König von Spanien alle Nebenländer dieses Reiches, welche sein Großvater von Mutterseite, Ferdinand der Katholische, durch Waffengewalt und treulose Politik sich zu eigen gemacht, mit den Niederlanden, dem Erbtheil seiner Großmutter, der Tochter Karl's des Kühnen von Burgund, vereinigt: in den Niederlanden war er geboren, und sie nannten ihn ja auch Karl von Gent. Dazu hatten ihm Cortez und Pizarro unermeßliche Länderstrecken jenseit des Oceans in Nord- und Süd-Amerika unterworfen, und er konnte mit Recht sagen, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe. Sein Bruder Ferdinand aber hatte alle deutschen Lande des Erzhauses für sich und seine Nachkommen erb- und eigenthümlich überkommen, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, Tirol und die vorderen Lande am Bodensee, im

Breisgau und Elsaß; dazu hatte er noch zwei Kronen gewonnen, außer der römischen Königskrone, welche ihm die Nachfolge auf dem Kaiserthron sicherte: es waren die von Böhmen und Ungarn. Der letzte König dieser verbundenen Reiche, Ludwig der Zweite, auch der Frühzeitige genannt, aus dem Geschlechte der polnischen Jagiellonen, hatte sein jugendliches Leben nach der verlorenen Schlacht bei Mohacs unter seinem Rosse im sumpfigen Gewässer des Hellyebaches verloren. Seine Wittwe, die Königin Maria, war die Schwester Kaiser Karl's und Ferdinand's, Ferdinand aber hatte Ludwig's Schwester, Anna Jagiellona, zur Gemahlin, die einst dem mächtigsten Manne in ganz Ungarland bestimmt gewesen war, Johann Zapolya, dem Wojewoden von Siebenbürgen. Nach dem Tode des Königs war Ferdinand auf Grund der Verträge in Böhmen leicht anerkannt worden, und auch die Krone des heiligen Stephan hatte ihm die Wahl der Magnaten übertragen, aber Johann Zapolya war hier mit besserm Erfolg als sein Nebenbuhler aufgetreten, hatte den Sultan als Schirmherrn nach Ungarn gerufen, Suleiman, den die Osmanli den Großen nennen, und somit die Türkenschaaren bis vor die Kaiserstadt gelockt, welche sie damals zum ersten

Male belagerten. Zwar hatte sich Wien heldenmüthig ihrer erwehrt, aber fast ganz Ungarn war in den Händen der Türken geblieben, und diese mußten nach anderthalb Jahrhunderten zum zweitenmale vor Wien erscheinen, wiederum durch einen Magyaren dahin gelockt zu Oesterreichs Verderben, es bedurfte eines zweiten tapfern Widerstandes und des darauf folgenden sechzehnjährigen Krieges, bis auf demselben Felde von Mohacs der Halbmond sank, und nun erst Ungarns Krone auf dem Haupte der Habsburger ganz Ungarn bedeutete, nicht mehr als Wahl-, sondern für alle Zeiten als Erbkrone. Der Frieden von Carlowitz, welchen Oesterreichs unsterblicher Feldherr Eugen erzwang, sicherte dann das Reich.

Wie mächtig und weltgebietend war also das Haus Oesterreich zur Zeit, als Karl der Fünfte die Kaiserkrone des heiligen römischen Reichs deutscher Nation trug! Neben ihm kein Kaiser in Europa — es galt eben noch der Gedanke, daß nur Ein Fürst der Christenheit die Kaiserkrone tragen könne. Erst anderthalb Jahrhunderte später hat der Zar von Rußland eine zweite Kaiserkrone für sich und seine Nachkommen geschaffen, und wiederum hundert Jahre später die französische Revolution eine dritte! Zu Karl's

des Fünften Zeit hatte Rußland sich kaum der Mongolenherrschaft entrungen und zuckte unter dem eisernen Scepter Iwan's des Schrecklichen, Frankreich aber mit seinem Ritterkönig Franz war der Macht Karl's in vier Kriegen erlegen — und nirgend in Europa zeigte sich noch ein Gegner, welcher dem Hause Habsburg hätte gefährlich werden können. Nur, die seine treusten Stützen zu sein vermeinten, die Männer, hochgestellt in kirchlicher Würde oder mit den Lorbeern vieler Siege geschmückt, die Räthe und Vertrauten des Kaisers, waren, ohne es zu ahnen, seine schlimmsten Feinde, und sie tragen vielfach die Schuld, daß Kaiser Karl — wer weiß es nicht! — endlich in allen Bestrebungen seiner Staatskunst gescheitert, mit getäuschten Hoffnungen, der Regierung von Herzen müde, seine Kronen niederlegte und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzog.

Jetzt war ihm ein solcher Gedanke wohl noch fremd. Körperlich krank zwar, von der Gicht arg geplagt, hatte er sein Hoflager von Augsburg, der Reichsstadt, wo er längere Zeit verweilt, nach Innsbruck, in die Erblande seines Hauses, verlegt. Aber sein Geist war voll hoher Zuversicht, daß er das Ziel seines Strebens: Wiederherstellung der Einheit in der Kirche und im Reiche,

und mit der letztern auch die Thronfolge für seine eigenen Nachkommen erreichen werde. Wie er, dachten auch seine nächsten Diener und Räthe, denen er sein Vertrauen geschenkt — das waren aber nicht deutsche Männer, sie waren dem deutschen Volke fremd und verachteten es von Grund ihres Herzens. O, hätte der Kaiser doch in seinen Rath auch deutsche Männer von fester Gesinnung und rückhaltsloser Offenheit gezogen, nicht bloße Vollstrecker seines Willens, hätte er dadurch ein Verständniß für Deutschland gewonnen — es wäre wohl anders und besser gekommen!

In einem kleinen Zimmer der kaiserlichen Hofstatt saßen Zwei der Mächtigsten im Rathe Karl's. Der Eine, mit einem klugen, aber von starrem Hochmuth im Blick und um den Mund gezeichneten Gesicht, trug das geistliche Hausgewand eines Prälaten: es war der Bischof von Arras, Anton Perrenot de Granvella, Sohn des kaiserlichen Kanzlers und Siegelbewahrers, welcher im vorigen Jahre während des Reichstages zu Augsburg gestorben war. Der Andere war ein hagerer Mann von festem Körperbau, in schwarze, spanische Tracht gekleidet, sein längliches, von einer hohen Stirn unter dem kurz geschnittenen Haar überwölbtes

Antlitz hatte eine dunkle und doch fahle Färbung, wie sie zuweilen Spaniern eigen ist, auf den festgeschlossenen Lippen lag kein Zug der Milde, das stolze Auge bekundete einen hohen Geist von unbeugsamer Willenskraft. Das war Fernan Alvarez de Toledo, Herzog von Alba. Er hat seinen Namen mit Blut in die Annalen der Geschichte eingetragen, aber die spanische Nation verehrte ihn auch dann als einen ihrer größten Helden, als den Vorkämpfer für den heiligen Glauben und das Recht der Krone gegen Rebellen, und rühmte sich, wie er, seiner entsetzlichen Thaten.

Beide Männer saßen in einem eifrigen Gespräche; was konnte es anders betreffen, als die Angelegenheit, welche in letzter Zeit einen wahren Sturm von Fürbitten an den Kaiser hervorgerufen hatte?

„Glaubt es der Kaiser, frag' ich?" rief der Bischof von Arras.

„Er wird es glauben, wenn es ihm der König Ferdinand, seine Schwester, und so viele Fürsten versichern," erwiederte Alba. „Der Kaiser hat im guten Glauben gehandelt, daß er im Recht sei, er kennt keine andere Bedingung der Capitulation, als daß der Landgraf nicht zu ewigem Gefängniß verurtheilt werden sollte. Ich fange

an zu zweifeln, ob Ihr klug gehandelt, und ob ich Euch nicht hätte das feine Netz zerreißen sollen."

„Und was hätte geschehen sollen, da nur der Eine gefangen war, der Andere noch in Waffen stand, und leichtlich der ganze Norden Deutschlands, die Seestädte, die Könige von Dänemark und Schweden, ja selbst der rechtgläubige Franz von Frankreich der Sache zu Hülfe kommen konnten?"

Der Herzog legte die Hand ruhig an seinen Degen. „Hier ist die Antwort!" sagte er.

„Alle Achtung vor Eurem unbesiegten Schwert," erwiederte Granvella. „Aber warum eine Welt in Brand aufgehen lassen, wenn man seinen Zweck subtiler erreichen kann? Der Kaiser weiß nichts davon und glaubt nicht daran, daß der kleine Tausch zweier gleichaussehender Wörtlein: einig und ewig, durch eine geschickte Zusammenziehung von Buchstaben entstanden ist. Warum haben die umständlichen deutschen Herren nicht kurz und klar kein Gefängniß gefordert, da wäre kein Mißverständniß möglich gewesen! Warum in so gewundener Rede sich ausdrücken: „Der Kaiser wolle den Landgrafen mit einigem Gefängniß verschonen?" Hieß das nicht die Reflexion, wie diese unbequeme

Bedingung zu entkräften sei, herausfordern? Ich kann Euch versichern, Herzog, daß es mir ganz warm und angenehm durch die Brust rieselte, als ich wahrnahm, wie das mit einem kleinen Federstrich möglich sei! Ihre eigene Schuld! Und sie saßen so lustig bei mir über dem Weine, der gutmüthige Kurfürst von Brandenburg und der schlaue Moritz, der sich den ersten Politicus dieser plumpen Nation dünkt und freilich bisher im Sonnenschein der kaiserlichen Gnade nicht übel gefahren! Sie unterschrieben so vergnügt! Ihr sagtet selbst, des Kaisers Diener müssen für ihn handeln, wenn ihn seine Großmuth etwa zu weit führen könnte, Ihr habt Euch Vorwürfe gemacht, daß der Urtheilsspruch an dem gefangenen Kurfürsten von Sachsen nach der Mühlberger Schlacht nicht nach Eurem Willen vollstreckt worden ist, wie könnt Ihr mich nun auf einmal nach beinahe fünf Jahren tadeln, daß ich damals auch gehandelt habe, ohne zu fragen?"

„Weil die That, die ein Diener zum Besten des Herrn vollbringt, nicht mit ihrem Schatten auf den Herrn fallen darf!" entgegnete der Herzog. „Wenn ich den gefangenen Johann Friedrich nach Verdienst eines Rebellen gegen Kaiserliche Majestät hätte hinrichten lassen, so hätte ich das auf

meinen eigenen Kopf genommeu, wie ich es jederzeit thun werde, wenn ich wieder in die gleiche Lage komme. Man soll mir künftig nicht wieder nachsagen, daß ich säumig gewesen, Hochverräther, und wenn sie von noch so erlauchter Geburt seien, nach Gebühr zu strafen! Hier aber handelte es sich nicht um einen Act der Gerechtigkeit, sondern es war — nehmt es mir nicht übel, Herr Bischof! — es war eine Fälschung, und soll der Kaiser dafür verantwortlich gemacht werden?"

Der Bischof lächelte. „Wir müssen hier unterscheiden. Was in Sachen der gewöhnlichen Moral höchst verwerflich erscheint, kann aus dem Gesichtspunkte der Politik durchaus tadelfrei sein. Jedenfalls soll mich die Meinung des großen Haufens nicht kümmern. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Wir hatten die unbedingte Unterwerfung des noch zum Kampf gerüsteten Landgrafen verlangt, auf eine andere Bedingung konnte der Kaiser nach seinem Siege über das andere Haupt der Schmalkaldener nicht eingehen — Moritz und Joachim erklärten auch, der Landgraf werde sich in Gnad und Ungnade frei und ohne einige Condition und Anhang ergeben — und wollten nur sich selbst als Bürgen durch eine besondere Punctation sichern, daß der Landgraf nicht

gefangen gehalten werden sollte. Haben sie das ungeschickt angefangen, haben sie eine Urkunde genehmigt, ohne sie nochmals durchzulesen, so ist das ihre Schuld! Die kleine Veränderung, die ich mir im Interesse meines Herrn erlaubt, stand ja deutlich und frei zu erkennen, ich war nicht verpflichtet, sie darauf aufmerksam zu machen, es stand völlig in ihrem Belieben, die Clausel in der neuen Verfassung zu verwerfen. Der Kaiser hat nie eine andere Capitulation als auf unbedingte Unterwerfung gewollt, er hat keinen anderen Vertrag gesehen, als den berichtigten, von Moritz und Joachim unterschriebenen, daß der Landgraf, der zu Halle sich stellen und fußfällig um Verzeihung bitten werde, nicht mit ewigem Gefängniß bestraft werden solle — wie kann die blöde Menge den Kaiser dafür verantwortlich machen, daß die Herren sich eingebildet, eine ganz andere Urkunde vollzogen zu haben? Er wird es ihnen auch nicht glauben, selbst wenn es noch so viel Fürsten versichern, denn was können sie anders verbürgen, als was ihnen die beiden Herren, die beim Morgenessen in meiner Behausung den Vertrag unterzeichnet, davon erzählt haben? Ich bin also ganz ruhig und denke, wie Ihr, der Diener muß handeln, wenn der Herr verhindert wird durch allerlei

Rücksichten. Jeder handelt nur auf seine Art: der Kriegsheld mit dem Schwerte, der Rath mit der Feder."

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem sich die Thür nach den inneren Gemächern öffnete, und ein Mann mit raschem, unhörbarem Schritte heraustrat. Es war der Kammerdiener des Kaisers.

„Nun, Herr Dubois? Ist Seine Majestät aufgestanden?" fragte der Bischof.

„Seine Majestät haben sich erhoben, sind aber heut sehr leidend," erwiederte der Kammerdiener. „Ihre Hoheit, die Königin Schwester, sind bei Seiner Majestät."

„Diese Frau!" murmelte der Herzog von Alba, nachdem der Kammerdiener in irgend einer Sendung des Kaisers sich entfernt und die beiden vornehmen Herren wieder allein gelassen hatte.

„Sie mischt sich gern in die Politik," erwiederte der Bischof. „Doch ist nicht zu läugnen, daß sie eine Frau von Geist und Charakter ist, und kräftige Maßregeln liebt. Sie hat den Schaden des Gegentheils an ihrem Gemahl erlebt, dem armen König Ludwig, im Silberhaar schon mit zwanzig Jahren! Ihr seid doch sonst für Entschlossenheit, Herzog, warum ist sie Euch an Frauen nicht angenehm? Hat Euch vielleicht der

Scherz von Schwarzburg die thatkräftigen Frauen verleidet?"

Alba erwiederte die Neckerei nur mit einem ruhigen Blicke, er war zu stolz, um sehen zu lassen, daß sie ihn verdroß. Jene seltsame Begebenheit, die er auf dem Schlosse zu Rudolstadt erlebt, hätte er selbst vielleicht nimmer erzählt, sie war aber durch andere Augenzeugen, selbst durch den Herzog von Braunschweig, seinen Tischgenossen, und noch mehr durch die Leute der Gräfin von Schwarzburg verbreitet worden, und hatte sich mit ungemeinem Ergötzen von Mund zu Mund fortgepflanzt. Der stolze Herzog von Alba, Feldhauptmann des Kaisers, der sich rühmen konnte, in keiner Schlacht geschlagen und niemals überfallen worden zu sein (wie er diesen Ruhm auch bis an das Ende seines Lebens behauptet), war von einer deutschen Frau gezwungen worden, sich ihrem Gebot zu unterwerfen. Das hatte sich so zugetragen. Als sich der Heerzug der Kaiserlichen nach der Schlacht von Mühlberg durch Thüringen wälzte, hatte die Gräfin Katharina von Schwarzburg ihrem Lande, das sie für den unmündigen Sohn verwaltete, einen Schutzbrief vom Kaiser ausgewirkt. Dennoch war das spanische Kriegsvolk raubend und plündernd in die Dörfer

eingebrochen, gerade zur Zeit, als sich der Feldherr Alba mit dem Herzoge von Braunschweig und dessen Söhnen zur Tafel auf dem Schlosse zu Rudolstadt bei der Gräfin Katharina befand. Jammernde Boten trafen ein, alles Vieh war fortgetrieben worden. Die Gräfin machte dem Herzoge Vorstellungen und berief sich auf des Kaisers Zusage, sie wurde aber lachend abgewiesen: das sei im Kriege nicht anders — es ist die übermüthige Redensart, womit auch die Schandthaten späterer Fremdlinge auf deutschem Boden gebilligt und leider auch zahm geduldet worden sind. Katharina von Schwarzburg faßte jedoch schnell ihren Entschluß, sie ließ die Thore des Schlosses sperren, all' ihr Hofgesind zu den Waffen greifen, und trat mit zürnender Hoheit vor ihre noch tafelnden Gäste. „Ehret des Kaisers Wort!" rief sie, „laßt augenblicklich meinen Unterthanen ihr geraubtes Gut zurückerstatten, sonst, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!" Durch die geöffneten Thüren strömten die breitschulterigen Thüringer herein mit Spießen und Hellebarden, bereit, den Befehl ihrer Herrin unbedenklich zu vollstrecken. Das war ein peinlicher Moment für den stolzen Spanier! Einen Moment besann er sich, aber er sah den furchtbaren Ernst in dem

zürnenden Auge der Wittwe und — gab nach. Es war kein Balsam für sein Gefühl erlittener Schmach, daß Herzog Heinrich die Sache zum Scherz zu kehren und der Gräfin schmeichelhafte Worte über ihren Heldenmuth zu sagen wußte: Alba fühlte sich von einem Weibe besiegt, und wenn er an jene schwache Stunde erinnert wurde, war es ihm stets wie ein Dolchstich. Er wußte sich aber zu beherrschen, um dem Prälaten, dessen geistiges Uebergewicht er wohl anerkennen mußte, keinen Triumph zu gönnen.

„Die Gräfin von Schwarzburg hat meine Bewunderung erregt," sagte er kalt, „ich achte Thatkraft unter jeder Gestalt, um so mehr, wo man sie nicht suchen sollte, im Frauengewande. Wenn ich gegen den Freund einen Ausdruck des Mißmuths über die Königin Maria nicht zurückhielt, so war es nicht deshalb, weil sie eine Frau von Geist und Charakter ist, wie Ihr sagt, sondern weil ich fürchte, sie wird den Kaiser doch noch zur Milde bewegen. Denkt an ihren Fußfall zu Löwen, wo sie ihr Heil zuerst für den gefangenen Landgrafen versuchte, nachdem die Fürbitten der schönen Herzogin von Jülich zu Köln beinahe schon des Kaisers Herz gerührt hätten!"

„Sorgt nicht!" erwiederte Granvella lächelnd.

„Die schöne Herzogin ist des römischen Königs Tochter und dem Kaiser, ihrem Oheim, sehr lieb, lieber glaub' ich, als die Königin, seine Schwester. Er hat einer, wie der andern, damals tröstliche Zusagen ertheilt, aber die Zeit zur Freilassung ist noch nicht gekommen: damit müssen sie sich zufrieden geben. Der Kaiser behält sein Ziel im Auge, das wißt Ihr so gut, wie ich. Auch kann ich Euch sagen, daß die Königin jetzt ganz anders denkt — sie ist scharfblickend, sie erkennt wohl, daß sich der Kaiser eine Natter am Busen groß gezogen hat, und dieser Natter den Giftzahn auszubrechen, dazu muß der Landgraf von Hessen das Werkzeug sein."

„Ihr meint den Kurfürsten Moritz von Sachsen?" fragte Alba. „Sie hat recht, ich habe den Kaiser auch schon gewarnt.

„Ich muß ehrlich gestehen, daß ich die Besorgniß der Königin vor dem Kurfürsten nicht theile," erwiederte der Bischof. „Er hat zwar viel Lehre in der Politik angenommen, aber er ist doch noch immer ein Schüler. Darüber hinaus bringen es die Deutschen nicht. Sie prakticiren freilich in allerlei Zusammenkünften, wir wissen das. Zu Naumburg sind auch nicht so viele Fürsten zusammen gewesen, nur um zwischen den jungen Herren von Weimar Frieden zu stiften, sondern

es handelt sich darum, Alle wider das Tridentiner Concil zu Hauf zu bringen. — Geschieht das," setzte er mit einem glühenden Blicke hinzu, „so muß Deutschland für und für in Blut schwimmen!" —

„Anders kommen wir auch nicht zu Ziel!" sprach Alba.

Hier saßen die beiden vornehmsten Rathgeber des Kaisers zusammen, gleichsam die Verkörperung seines Doppelstrebens in geistlichen und weltlichen Dingen, nur daß seine Seele von der vollen Berechtigung desselben durchdrungen war und zur Erreichung seines Zieles andere Wege suchte, als sie. Die Rückkehr des Kammerdieners Dubois, welchen ein fremder Herr begleitete, machte jetzt dem Gespräche der Beiden ein Ende, sie warfen noch einen fragenden Blick auf den Fremden, dessen tiefe Verbeugungen sie herablassend erwiederten, und dann ihrerseits aufbrachen.

„Einer der sächsischen Räthe, nicht wahr?" fragte der Herzog von Alba noch halblaut im Vorzimmer.

„Ja wohl, er hat schon mit mir conferirt," antwortete der Bischof. „Es scheint, der Kaiser will ihn vertraulich, ohne alles Ceremoniell sprechen." —

„Und ohne Euch!“ warf Alba hin. Granvella lächelte fein, er wußte schon von Allem, was verhandelt werden sollte.

„Glaubt Ihr, daß Moritz wirklich nach Innsbruck kommen wird?“ fragte der Herzog.

„Er hat schon Quartier bestellt. Der Kaiser hofft mit Gewißheit auf seine Ankunft.“

„Ich nicht!“ sagte Alba. „Der Kaiser hofft zu lange auf Moritz — es ist unsere Pflicht, ihn zu warnen, bis er auf uns hört.“

„Ihr habt noch immer eine zu hohe Meinung von deutscher Art!“ lächelte der Bischof. Alba zuckte verächtlich die Achseln, als wolle er diesen Vorwurf zurückweisen, und Beide trennten sich dann.

In seinem Zimmer saß der Kaiser jetzt allein. Die Königin Maria hatte sich entfernt, als der sächsische Rath Wolf Koller durch den Kammerdiener gemeldet wurde. Granvella hatte recht: der Kaiser wollte einen der Abgesandten seines bisher so treuen Anhängers Moritz ohne Zeugen sprechen. Dubois, der Kammerdiener, hatte ihn, welcher durch einen kaiserlichen Boten aus seiner Herberge nach der Residenz beschieden worden war, erwartet und nun in das Vorgemach eingelassen, wo er des Zutritts harrte.

Dieser wurde ihm endlich gestattet. Er war sehr überrascht, den Kaiser allein zu finden, und es setzte ihn nicht wenig in Verlegenheit, der Majestät in dieser Weise zu nahen; wohl fühlte er, daß er seine ganze Geisteskraft zusammenraffen müsse, um mit Ehren vor dem Kaiser und später vor seinem Herrn, der ihn gesandt hatte, zu bestehen. Karl der Fünfte saß in seinem Lehnstuhle, er war sehr gealtert, seit ihn der Sachse zuletzt gesehen, und hatte doch sein zwei und fünfzigstes Jahr noch nicht erreicht. Die Last der vielen Kronen, die er trug, die Kriegsmühen, denen er sich selbst an der Spitze seiner Heere unterzogen hatte, vorzüglich die geistigen Anstrengungen der letzten Jahre, um seine hohen Entwürfe trotz aller Schwierigkeiten auszuführen, hatten endlich die Kraft seines Körpers erschüttert.

„Tritt näher!" befahl er mit gnädigem Ausdruck.

Der Sachse nahte sich dem Sessel des Kaisers und ließ sich auf ein Knie nieder. Karl winkte ihm aufzustehen.

„Du hast mir ein Schreiben Deines Herrn gebracht," sagte er. „Warum ist Christoph von Carlowitz nicht an der Spitze der Gesandtschaft

gekommen? Steht er nicht mehr im Vertrauen, oder hat er vielleicht eine andere Sendung?"

Wolf Koller konnte dem forschenden Blicke des Kaisers ohne Verlegenheit begegnen; Kurfürst Moritz weihte keinen seiner Diener, selbst nicht den treusten und thätigsten, Carlowitz, der die Angelegenheiten Sachsens in allen bisherigen Verhandlungen geschickt und eifrig geführt hatte, in seine Pläne ein, bis sie an das Licht der Sonne traten. Der Rath, welchen er mit Andern nach Innsbruck gesandt, wußte daher den Grund, warum Carlowitz fehlte, nicht anzugeben. Wohl aber war es dem Kaiser nicht unbekannt geblieben, daß Moritz mit seinem Neffen Maximilian, dem Sohne des römischen Königs, bereits seit Jahresfrist Verbindungen angeknüpft hatte, und Maximilian war es, der dem Kaiser in seinem Streben, dem eigenen Sohne die deutsche Kaiserkrone zu sichern, im Wege stand. Als der Sachse so ehrlich seinem Blicke Stand hielt, sprach Karl:

„Es ist mir lieb, vernommen zu haben, daß Dein Herr nun endlich hieher kommen wird. Du hast ihm Wohnung bestellen müssen —?"

„Seine Gnaden sind, so viel ich weiß, schon unterwegs," erwiederte Koller. „Eure Kaiserliche

Majestät kann meinen Herrn, den Kurfürsten, in nächster Woche vielleicht noch erwarten."

„Er hat sehr lange gezögert!" bemerkte der Kaiser, welchem diese Nachricht eine hohe Befriedigung gewährte.

„Die Belagerung von Magdeburg und die Sorge vor den Rüstungen seiner Nachbarn, wie Kaiserlicher Majestät nicht unbekannt sein wird —" entschuldigte der Abgesandte seinen Herrn.

„Das Kriegsvolk ist noch immer zusammen?" fragte der Kaiser, welcher freilich Alles wußte, aber in dieser Besprechung neue Aufschlüsse aus unbewachten Aeußerungen zu erlangen hoffte.

„Es hat noch nicht abgedankt werden können, wegen rückständigen Soldes —"

„Wir werden darüber anderweit verfügen," warf der Kaiser hin, und wies dann wieder auf das Schreiben, das mit vielen andern vor ihm auf dem Tische lag. „Was die Angelegenheit betrifft, über welche sich Dein Herr mit dieser neuen Bittschrift an mich wendet, so werde ich ihm deshalb antworten. Sage ihm aber mündlich, so Du ihn auf Deiner Rückkehr triffst, oder auch in Deinem schriftlichen Bericht, daß ich mit ihm in der landgräflichen Sache, so wie über andere wichtige Angelegenheiten berathen werde, überhaupt in die-

sen großen Sachen nicht mit jemand Anderem handeln werde, als mit ihm selbst."

Der Sachse war über diesen Beweis kaiserlicher Huld und Gnade gegen seinen Herrn ganz entzückt, und ließ sich in dieser Seelenstimmung über alle Verhältnisse, die der Kaiser noch mit ihm im Laufe der Audienz zu besprechen geruhte, ohne alle Zurückhaltung aus. So konnte er, nachdem er in Gnaden entlassen war, voller Freude an seinen Herrn schreiben: „es kämen allerlei Schreiben und Zeitung beim Kaiser ein, die des Kurfürsten Person belangten, wodurch man den Kaiser zu einem Mißtrauen führen wolle, der Kaiser aber und der Bischof von Arras gäben dem zur Zeit nicht Glauben." In voller Treuherzigkeit konnte er diese Worte schreiben, weil er nicht wußte, wie sehr die Männer recht hatten, welche den Kaiser vor Moritz warnten.

Nachdem der sächsische Rath entlassen war, trat die Königin Maria, welche sich nur in ein Nebengemach begeben hatte, wieder bei ihrem kaiserlichen Bruder ein. Sie war aus den Niederlanden, welche sie als Statthalterin für Karl mit Klugheit und segensreichem Wirken verwaltete, nach Innsbruck gekommen, als der Kaiser seine Hofstatt hieher verlegt hatte, um dem Concil zu

Trient, das keinen rechten Fortgang nahm, und Italien näher zu sein, wo Ottavio Farnese, sein eigener Eidam, dem er seine natürliche Tochter Margaretha (die spätere Statthalterin der Niederlande) vermählt, französische Besatzung in Parma aufgenommen hatte, und nun sammt dieser auf des Kaisers Befehl vertrieben werden sollte. Die Königin Maria hatte mit diesen Dingen nichts zu thun, sie war aber die treue Helferin in der Hauspolitik ihres Bruders: Niemand wünschte glühender, als sie, dem Hause Oesterreich eine Monarchie in Deutschland statt des vielgegliederten Reiches mit seinen unbotmäßigen Fürsten zu schaffen; dazu war aber kein anderes Mittel, als die Verbindung der Kaiserkrone mit der spanischen, wie sie eben unter Karl bestand, unauflöslich zu machen, indem Philipp dem Vater folgte. Es kam nur darauf an, Ferdinand, den römischen König, für diesen Plan zu gewinnen, der ihn freilich seines Rechts beraubte, dafür aber andere Entschädigung bringen sollte, wenn er entsagte. Sie hatte ein Heirathsproject für Don Philipp mit der Tochter Ferdinand's, der König sollte mit Württemberg schadlos gehalten werden, das seine vordern Lande wacker verstärkt hatte: Maximilian, sein Sohn, konnte, wenn Philipp Kaiser war, im=

merhin römischer König heißen — die Erblichkeit war dann schon befestigt. Aber Maximilian war allzu deutsch gesinnt, die Deutschen liebten ihn, und Philipp hatte sich die Zuneigung der Deutschen nimmer gewinnen können: Alles, wozu man ihn deshalb genöthigt hatte, die Einführung burgundischer, statt der altspanischen Etikette in seiner Umgebung, der schwache Versuch, sich des Bechers zu befleißigen, um den tapfern deutschen Trinkern zu gefallen, hatte eher dazu gedient, ihn lächerlich zu machen, und ihn selbst mit größerm Widerwillen gegen deutsche Sitten zu erfüllen. Er hatte sich in Deutschland, wie in den Niederlanden, unaussprechlich mißfallen. Gleichviel indeß! War ihm die Krone gesichert, so fand sich alles Uebrige. Wer aber hatte größern Einfluß unter den deutschen Fürsten, um sie dem Wunsche des Kaisers gefügiger zu machen, als der gewandte und hochangesehene Moritz von Sachsen? Der Kaiser hatte ihm so viel Gnade erwiesen, er verdankte ihm den Kurhut und ein schönes Land, durfte der Kaiser nicht auf unbedingte Ergebenheit rechnen? Die scharfsinnige Königin dachte nicht so. Sie rechnete auf andere Hebel, als Dankbarkeit, um Moritz im Interesse des Kaisers fest zu halten und Gegendienste von ihm zu erlangen. In diesem

Geiste sprach sie auch heut zu ihrem Bruder, als dieser sein langes Gespräch mit dem sächsischen Rathe beendigt hatte.

„Wahret Euren Vortheil und zeigt ihm den seinigen!“ rieth sie. „Wenn er seinen Schwiegersohn, den Landgrafen, frei sehen will, stellt ihm die Bedingungen: ein Philipp für den andern! Auf seine Treue zählet nicht.“

„Ich mag diesen Glauben nicht aufgeben,“ anwortete der Kaiser. „Es wäre der schändlichste Undank, dessen ich Moritz, der an meiner Seite gestritten, den ich wie einen Sohn behandelt habe, nicht fähig halte. Wenn er kommt, will ich mit ihm Alles glimpflich und freundlich besprechen. Moritz kann nimmer mein Feind sein, das ist nur Einer, und ich kenne ihn wohl: Johann von Brandenburg. Ohne den wäre der Kurfürst Joachim, sein Bruder, längst mit Gut und Blut auf die Seite seines Kaisers getreten, und das große Beispiel von Brandenburg und Sachsen hätte allem Unfrieden ein Ende gemacht. Aber die Zeit wird kommen, wo ich mit diesem arglistigen Manne Abrechnung halten werde, wie mit dem von Hessen!“

„Ist Euer Zorn gegen den Landgrafen noch immer nicht gestillt?“ sagte die Königin sanft. „Haben seine Leiden Euch nicht versöhnt? O mein

Bruder, dieser kühne Geist ist gebrochen, Ihr habt von ihm, wenn Ihr ihm die Freiheit schenkt, nichts mehr zu fürchten! Verzeiht — dieser Ausdruck, ich sehe es, war schlecht gewählt! Zu fürchten hat Kaiser Karl keinen Fürsten und wäre er noch so mächtig. Ich wollte sagen, daß Philipp von Hessen nimmer etwas gegen die Majestät unternehmen wird, daß seine Freilassung Alle versöhnen, ihnen wenigstens jeden Grund der Auflehnung rauben muß, wenn sein Schwiegersohn Moritz den rechten Preis dafür zugesagt hat — seine schweren Leiden müssen dagegen die Mißstimmung der Fürsten nur erhöhen."

„Was geschieht ihm, daß er es nicht verdient hätte?" entgegnete der Kaiser unbewegt.

„Was ihm Don Juan de Genarra zufügt, geschieht gewiß nicht mit Eurem Wissen und Willen! Er hat ihn einsperren lassen in ein Behältniß, das nur zehn Schuh lang ist, als wäre er ein Mörder und Straßenräuber, er hat ihm die Fenster vernageln lassen —"

„Weil er wiederholt zu fliehen versucht hat," sagte der Kaiser mit unwilligem Tone. „In Andernach in Frauenkleidern, in Nördlingen, in Oudenarde — die Hessen setzen Alles d'ran, ihn zu

befreien! Er verführt und besticht sogar meine Spanier!"

„Durch das Mitleid, mein gnädiger Herr und Bruder! Seid Ihr dessen nicht selbst Zeuge gewesen zu Köln am Rhein, wie das Volk in Haufen vor seiner Wohnung stand, und Klagen und Thränen um sein Schicksal flossen? Und wenn ein armer Hidalgo sich hat hinreißen lassen, ihm gütig zu sein, nicht zur Flucht, sondern zur Erleichterung seines harten Gefängnisses, so hat er gebüßt! Ist es menschlich, daß der Hauptmann nur dazu die verschlagenen Fenster des Landgrafen öffnen ließ, damit dieser sehen möge, wie der unglückliche Padillo, der ihm freundlich gewesen, dafür durch die Spieße gejagt wurde, um zu verbluten?"

Der Kaiser schwieg.

„Das geschieht gegen Euren Willen, ich weiß es, auch wenn Ihr es mir nicht ausdrücklich sagt. Gebt mir Vollmacht, mein Bruder, daß ich ähnliche Grausamkeiten verhindern kann. Hätte ich sie vorher geahnt, ich würde auf meine eigene Verantwortung eingeschritten sein, und hätte ich sollen Don Juan in Ketten werfen lassen!"

„Dein edles Frauenherz ehrt Dich, Maria," sprach der Kaiser mild. „Wir wollen alle diese Dinge schlichten, wenn Moritz hier angekommen

ist. Ich höre von seinem Gesandten, daß er vielleicht schon in nächster Woche zu erwarten ist."

„Mein Bruder, trauet nicht darauf!" erwiederte die Königin. „Höret auf die Stimme Eures treuen Herzogs von Alba, wenn Ihr die meinige verschmäht. Moritz sinnt auf Verrath. Ihr aber habt die Mittel, ihn fest zu halten: zeigt ihm die Freilassung des Landgrafen als Belohnung, wenn er Euch in dem bewußten Punkte unterstützt, wo nicht, so laßt ihn drohend die Befreiung des andern Gefangenen sehen, die er mehr fürchtet, als er die seines Schwiegervaters wünscht!"

Die Königin wußte, daß sie die geheimen Gedanken des Kaisers traf. Kurfürst Moritz mußte die Freilassung seines Vetters Johann Friedrich fürchten, wenn der Kaiser ihn selbst nicht mehr mit seinem Schilde gegen die Rache des schwer gekränkten Verwandten deckte. Dann war es sehr fraglich, ob der ältere Zweig des Hauses Wettin nicht wieder zu seinem Rechte kommen konnte: was das Schwert gewonnen, konnte das Schwert auch wieder entreißen. Als einst die Brüder Ernst und Albrecht, zu deren Gedächtniß noch heut auf dem Schloßberge zu Altenburg im herrlichen Parke die „Prinzeneichen" stehen — der Sage nach gleich nach dem Prinzenraube gepflanzt — als jene Brü-

der die beiden Linien des Hauses Wettin gestiftet, da hatten sie wohl nicht geahnt, daß kaum hundert Jahre später ein Nachkomme Albrecht's des Beherzten sich zu den Feinden seines Vetters schlagen, ihn in der Feldschlacht besiegen und gefangen nehmen, und als Preis dafür den Kurhut vom Haupte dieses nächsten Verwandten erhalten werde. Noch schmachtete seitdem Johann Friedrich in Gefangenschaft, aber diese, weil er der kaiserlichen Hofstatt immer hatte folgen müssen, war minder hart gewesen, als die seines Verbündeten Philipp von Hessen, welchen man spanischen Hütern überantwortet hatte. Auch ruhte der Zorn des Kaisers — Maria von Ungarn hatte ganz recht — mehr auf Philipp, weil dieser sein kühnster und gefährlichster Gegner gewesen war. Wenn nun der Kaiser, durch den immer mehr zu Tage tretenden Undank und das verdächtige Treiben Moritzens gereizt, dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich die Freiheit schenkte und es Beiden überließ, ihre Sache unter sich selbst auszumachen, so war der Ausgang bei der treuen Anhänglichkeit der kursächsischen Stände an ihren frühern Herrn, dem nur die thüringischen Lande geblieben waren, sehr zweifelhaft. Von dieser Anhänglichkeit hatte der Kaiser Beweise genug; die Umgebung des Ge-

fangenen, vor Allem sein treuer Amsdorf, hatten es oft genug ausgesprochen, daß sie auf einen Umschwung der Dinge hofften. Vielleicht auch war Johann Friedrich, wenn der Kaiser ihn mit der Freiheit begnadigte, geneigter, auf den hohen Gedanken Karl's, den er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, einzugehen, nämlich auf die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen. Im Gefängniß, wie hart man ihm auch Anfangs zugesetzt, ihm die Bibel und geistlichen Zuspruch genommen hatte, war er standhaft geblieben, standhafter, als Philipp von Hessen, dessen kühner Geist, wie auch Maria von Ungarn richtig bemerkt, durch die schwere Haft gebrochen war. Gewann er aber die Freiheit und gönnte ihm der Kaiser gegen Moritz gleichen Raum, Wind und Sonne zum Kampf, wurde ihm die Ueberzeugung, daß eine Wiedervereinigung der Kirchen, auf Grund des Gemeinsamen im Glauben, mit Beseitigung aller Mißbräuche, durch die Kirche selbst ein Gott wohlgefälliges Werk sei, dann schloß er sich vielleicht dem Kaiser in demselben aufrichtiger an, als Moritz, der sich hinter den Widerstand seiner Theologen und Stände verschanzte, und das Concil zwar beschickt hatte, ohne es jedoch wesentlich zu fördern.

Waren das des Kaisers Gedanken und hatte seine Schwester sie getroffen, so sprach er sie wenigstens nicht aus. Im Grunde seines Herzens gab er auch das Vertrauen zu Moritz nicht auf, und was die Gerüchte betraf, welche dessen Treue verdächtigen wollten, so hatte er schon mehrfach gegen die Königin, wie gegen Alba geäußert, daß er der Meinung sei, nur die Sendlinge Frankreichs streuten sie in Deutschland aus, um die Gährung im Reiche zu vergrößern und für den französischen König Anknüpfungspunkte zur Einmischung zu finden. Er blieb auch heut dabei, und gab auf ihre Rathschläge weder Beifall, noch Tadel zu erkennen, sondern wiederholte nur, daß eine mündliche Verhandlung mit Moritz bald Alles zur vollen Zufriedenheit lösen werde.

Die Königin seufzte. Vor ihrem Geiste stand Alba's Gestalt. Wenn Moritz wirklich nach Innsbruck kam, so konnte nur Alba's Entschlossenheit helfen!

Zweites Kapitel.

Aus dem stillen kaiserlichen Gemach, wo Karl der Fünfte unter körperlichen Schmerzen, die nur seine Seelenkraft beherrschte, mit seiner Schwester allein verweilte, tiefes Schweigen rings umher in allen Räumen, aus denen ein ungebührliches Geräusch bis dorthin hätte dringen können, aus diesem warmen, wohlverwahrten Zimmer hinab in die andern Gebäude, wo das zahlreiche Gefolge des Hofes untergebracht war, in die Versammlungen der vornehmen Herren, welche sich die Zeit vertrieben, wie es eben möglich war, oder gar unter das Hofgesinde und die lärmvollen Hallen, unter die niedere Dienerschaft mit allem Anhang, und die Trabanten und Wachen aus verschiedenen

Nationen — welche Gegensätze! Wer nur in diesen Regionen mit Aug' und Ohr Bemerkungen machte, der konnte allüberall die Machtfülle des ersten Fürsten der Christenheit, das Vollbewußtsein errungener Siege und die Zuversicht auf eine noch glänzendere Zukunft wahrnehmen. Von dem, was draußen im weiten Reiche die Gemüther bewegte; von den Wolken, die fern am Horizont aufstiegen und Wetter verkündigten, hatte man hier keine Ahnung, oder betrachtete sie mit vornehmer Geringschätzung, und wo etwa des deutschen Volkes erwähnt wurde — da es doch unläugbar außer den Fürsten noch andere berechtigte reichsunmittelbare Stände gab, und das deutsche Volk im Ganzen und Großen auch! — da sprach man von ihm mit lächelnder Verachtung. Und es waren leider nicht die Fremden allein: die Spanier, Italiener und Wallonen, welche sich in dieser Weise äußerten, sondern auch deutsche Männer, oder vielmehr Männer mit deutschem Namen, denn mehr ist an ihnen nichts Deutsches gewesen. Traurig, daß sich zu allen Zeiten unserer Geschichte solche entartete und unwürdige Söhne des Vaterlandes gefunden haben!

Es änderte sich aber dies Verhältniß von Zeit zu Zeit, wenn Abgesandte der deutschen Fürsten

bei ihrem Kaiser erschienen. Der Kaiser gab Jedem Audienz und hörte geduldig alle Vorträge an, nur zuweilen, wenn sie allzu breit in ihrer Gründlichkeit wurden, ermahnte er zur Kürze; waren es Streitfragen, die ihnen zum Grunde lagen, so schrieb er sich dabei auch wohl die Hauptpunkte der Erwägung — Für und Wider — auf, um sie vor Augen zu behalten; Niemand hatte sich über ungnädige oder schroff zurückweisende Aufnahme beim Kaiser zu beklagen; seine edle und majestätische Haltung flößte zwar Ehrfurcht ein, aber die Ruhe und Mäßigung, welche Karl stets bewahrte, die Milde, welche in bedeutungsvollen Momenten sein bleiches, tiefsinniges Antlitz verklärte, ließen nur selten in Denen, welche ihm nahten, eine bange Scheu aufkommen. Freilich hat es auch Momente gegeben, wo der Kaiser jene Selbstbeherrschung, die ihn auszeichnete, verloren und sich, wie andere Sterbliche, der Leidenschaft in seinem Ausdruck überlassen hatte, aber diese Momente in seinem Leben sind zu zählen. Der gnädigen Aufnahme, welche die Abgesandten bei ihm fanden, entsprach nur nicht immer der Erfolg der Audienz. Es war der Staatskunst des Kaisers angemessen, daß er selten ganz bestimmte Antworten gab. Oft ließ er sich schriftlich einreichen, was ihm vorge-

tragen worden war, und entschied dann in einer Weise, welche vielfacher Deutung fähig war und ihm volle Freiheit des Handelns wahrte, oft auch verwies er die Gesuche an seinen Kanzler Granvella. Dieser leitete die Geschäfte im Sinne seines Herrn, aber leider auch zuweilen nach eigener arglistiger Politik. Er glaubte ihm dadurch gute Dienste zu leisten, indem er ihm über Manches hinweghalf, vor welchem seine Gewissenhaftigkeit ihn zurückgehalten hätte. Diese Gewissenhaftigkeit nannte Granvella gegen den Herzog von Alba einmal eine Hydra, welcher immer neue Köpfe wüchsen. Im äußern Empfang bewies sich aber auch der Bischof von Arras gegen fremde Räthe und Abgesandte fein und höflich, und es konnte nicht fehlen, daß dies Beispiel weiter wirkte und die Mißachtung, in welcher am Hofe das deutsche Wesen stand, sich wenigstens nicht öffentlich zeigte, so lange jene Herren anwesend waren. Den meisten Zwang mußte man sich anthun, wenn der Kanzler des römischen Königs, Heinrich von Plauen, Burggraf zu Meißen, erschien, ein Mann von echtdeutscher Gesinnung, edel und hochherzig, zugleich auch freimüthig selbst vor dem Kaiser, und bereit, jeder Unbill, die dem deutschen Vaterlande angethan wurde, entgegen zu treten. Hätte Karl der

Fünfte solche Männer — und es gab deren noch viele in Deutschland! — neben den Fremden oder Gesinnungslosen, auch in seinen Rath gezogen, er wäre wohl das schwerste Unheil für Deutschland vermieden worden!

Heinrich von Plauen war im Auftrage des Königs Ferdinand wiederum zu Innsbruck eingeritten. Und als sei es verabredet, erschienen Tag für Tag Abgesandte deutscher Fürsten — alle zu einem und demselben Zweck. Wie ein Sturm war es auf die kaiserliche Hofburg: ein Sturm von Bittschriften! Sollen wir sie aufzählen? Fürwahr eine stattliche Reihe! Es waren der König Christian von Dänemark als Reichsstand, die Brüder von Brandenburg: Kurfürst Joachim und Markgraf Johann, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Herzog Albrecht von Baiern, Glieder des Hauses Wittelsbach, die Herzoge Johann Albrecht und Heinrich von Mecklenburg, Franz von Lauenburg, der junge Sproß des welfischen Hauses von Lüneburg, der Markgraf Ernst von Baden und des Herzog Christoph von Württemberg. Aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes erhoben die Fürsten — den römischen König und den katholischen Herzog von Baiern eingeschlossen — ihre bittende

Stimme für den Landgrafen Philipp, der noch immer in Mecheln in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Moritz von Sachsen, im Begriff das Schwert zu ziehen, um seinen Schwiegervater mit Gewalt zu befreien, hatte allerdings im Verein mit dem Kurfürsten von Brandenburg diese großartige Kundgebung der Fürsten veranlaßt. Beide hatten dabei noch das Interesse, ihre persönliche Ehre zu wahren, denn sie hatten Philipp den Großmüthigen bewogen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, sie hatten sich ihm mit ihrem fürstlichen Worte verbürgt, daß er nicht in Gefangenschaft kommen werde, sie mußten sich, wenn er nicht entlassen wurde, seinem Sohne zu Kassel stellen, um mit ihrer Person für ihn zu haften. Ob Moritz von diesem Sturme eine Nachgiebigkeit des Kaisers hoffte — ob er sie wünschte? Unergründlich, wie dieser Fürst war, selbst seinen Vertrautesten nicht klar, wer mag das entscheiden! Jedenfalls kannte er den Kaiser zu gut, um nicht zu wissen, daß er sich auf keine Weise etwas abtrotzen lasse — und dieses gemeinsame Vorgehen, obgleich mit Bitten, kam dem gleich! — daß er im Gegentheil auch in geringfügigeren Dingen, sobald er gedrängt wurde, desto vorsichtiger und zurückhaltender blieb. Wohl aber kam es dem Kurfürsten von Sachsen

darauf an, vor ganz Deutschland zu zeigen, daß kein Mittel unversucht gelassen war, um sein verpfändetes Wort einzulösen, und daß er nur durch die äußerste Nothwendigkeit gezwungen werde, endlich die Waffen zu ergreifen.

Noch waren auf die einzelnen Schreiben der Fürsten, wie mild und gnädig sie der Kaiser auch aufgenommen hatte, keine Bescheide erfolgt. Karl schien aber durch die geistige Spannung, in welche er durch sie versetzt worden war, auch körperlich gekräftigt zu sein. Er stand früher auf, als er sonst gewohnt war, er hatte den Stab fortgelegt, an welchem er in der letzten Zeit selbst im Zimmer gebeugt umhergeschlichen war; die Privatmesse des Morgens, welche ausgesetzt worden, hörte er wieder an, und wenn er dann die Vorträge des Kanzlers Granvella, oder in deutschen Angelegenheiten die des Reichsvicekanzlers Dr. Seld gehört hatte, unterzeichnete er mit fester Hand und seinen großen, charaktervollen Schriftzügen die ihm vorgelegten Documente seines Willens. Lebhafter und fröhlicher wurde es dadurch am Hofe nicht. Wie Karl der Fünfte ernst und freudlos in seinem Wesen war, liebte er auch nicht das Geräusch und die Pracht großartiger Feste, wie sie einst an den Höfen seiner burgundischen

Ahnen gefeiert worden waren. Um den Kaiser mußte es still sein, wenn er sich wohl fühlen sollte, und nur bei Tafel scherzte er zuweilen mit seinem Haushofmeister Philibert de la Baume, Baron von Montfalconet, der sein besonderer Liebling war und seine schwermüthige Laune durch heitern Witz zu zerstreuen wußte. Er speiste stets allein, selbst seine Schwester, die Königin Maria, welche doch anwesend war, wurde nie zu seiner Tafel gezogen. Aus der großen Messe, welche er nach den Vorträgen gehört, begleitete sie ihn, unter Vortritt und Nachfolge der Herren vom Hofe und ihrer Damen, wohl nach seinen Gemächern, dort reichte er ihr die Hand und entließ sie, wie den ganzen Hof, mit Ausnahme Derer, die zu seiner Aufwartung bei Tafel bestimmt waren. Dann setzte er sich allein nieder und wurde von seinen Edelknaben aus erlauchten Geschlechtern flink und gewandt bedient. Anderswo speiste er auch wohl öffentlich, daß in den anstoßenden Gallerien alles Volk Zutritt hatte, wie es noch in unseren Tagen hier und da bei Gelegenheit gestattet ist. Mehrere Gänge und in jedem eine Auswahl von Gerichten wurden dem Kaiser vorgesetzt, er gab ein stummes Zeichen, welches er begehre, dies wurde ihm gereicht, ohne daß der Vorschneider es berührte,

er nahm oder schnitt selbst davon ab, was ihm gefiel, und aß dann, wie ein Augenzeuge niedergeschrieben hat, so natürlich und sauber, daß man seine Freude daran haben konnte. Adrian Dubois oder, wie ihn die Spanier in wörtlicher Uebersetzung des Namens nannten, Silva, der Kammerdiener, hatte jetzt auch seine Freude daran, daß der Appetit des Kaisers, welcher in der letzten Zeit unter dem Einflusse der vermehrten Schmerzen sehr gelitten hatte, wiedergekehrt war und sein Gebieter wieder sehr stark und am liebsten von den herzhaften gewürzten oder sauren Speisen aß, mochten die Aerzte noch so bedenklich d'rein sehen — Adrian, obgleich er weder lesen, noch schreiben konnte, verstand das besser, als sie. Wie gut war auch wieder seine Laune geworden! Sonst hatte er dem Herrn von la Baume kaum ein Wort gegönnt, und der arme littauische Zwerg Cornelius, dessen Schwänke zuweilen ein Lächeln auf sein ernstes Gesicht gerufen, hatte kaum mehr den Mund aufthun dürfen — jetzt wandte er sich wohl selbst auffordernd nach ihm um, und der Zwerg schnalzte dann vor Vergnügen, wie ein Fisch im Wasser. Auch den Wein, dessen der Kaiser nie viel genossen, hatte er verschmäht, jetzt nahm er wieder seinen Krystallpokal, welchen ihm die Aerzte aus den silbernen Kannen,

die auf dem Schenktisch standen, zu füllen hatten, aus den Händen des Mundschenken und trank ihn, wie sonst, behaglich aus, ohne abzusetzen. So konnte wohl Hoffnung sein, daß er, von der bösen Gicht ganz erlöst, kräftig, wie vor Kurzem noch, Scepter und Schwert, je nachdem! führen werde.

Während der einsame Kaiser, einsam inmitten der zahlreichen und vornehmen Diener, die ihm aufwarteten, in seinem Gemache allein bei Tafel saß, hatte Maria von Ungarn, seine Schwester, ein heiter belebtes Mahl mit ihren Damen gehalten, denen sie bei aller Hoheit, die sie wohl zu wahren verstand, doch mehr Freiheit gestattete, als sonst an den Höfen, wo die strenge spanische Etikette herrschte, gebräuchlich war. Gegen ihren Bruder durfte sie sich deren nicht entschlagen, alle ihre noch vorhandenen Briefe geben Zeugniß davon, nur im vertrauten Gespräch thaute der Frost der äußeren Formen zuweilen vom warm pulsirenden Blute gegenseitiger Zuneigung auf. Um so mehr liebte sie es, in ihrer eigenen Umgebung der ungezwungenern Sitte, die zu Brüssel noch von der Glanzzeit Philipp's des Guten herrschte, Raum zu gewähren: ihr Geist und ihre Feinheit wußten dieselbe stets zu adeln. Mit einem großartigen Hofstaat, wie er ihrer Geburt und hohen

Stellung würdig, war sie auf dem Reichstage von Augsburg erschienen, in ihrer Begleitung der junge Prinz von Oranien, kaum vierzehn Jahre alt, welcher einst für die Befreiung seines Vaterlandes einen unsterblichen Namen gewinnen sollte; jetzt hatte sie nur ein kleineres, aber erlesenes Gefolge, und mit demselben waren auch die Regeln des Ceremoniells vereinfacht worden.

Sie hatte die Tafel aufgehoben, und wie es auch der Kaiser pflegte, gab sie nun Audienz an Herren oder Frauen, die sich ihr vorstellen lassen wollten, oder ein Gesuch vorzutragen hatten. So war es auch heut geschehen, und die Freude, welche sie über die Genesung ihres Bruders fühlte, ließ sie besonders liebenswürdig erscheinen. Was diese Freude hätte trüben können, der besorgliche Ausspruch des Leibarztes, welchen sie auf das Gewissen gefragt, ob er die glücklichen Zeichen der Genesung auch für dauernd halte, war von ihr nicht recht geglaubt worden. Da erschien auch, um ihr seine Aufwartung zu machen, der Kanzler ihres Bruders, des römischen Königs. Sie erkannte den edlen Heinrich Reuß von Plauen, den getreusten und hochherzigsten seiner Diener, auf den ersten Blick, wohl achtete sie ihn, aber sie wußte auch, daß er den Plänen, welche sie verfolgte,

entgegenstand. Wie hätte der Mann von felsenfestem deutschem Sinne es gut heißen können, daß statt seines Herrn, des erwählten römischen Königs und Nachfolgers auf dem Kaiserthron, auf dessen edlen Sohn Max die Hoffnungen Aller gesetzt waren, welche ein Herz und Urtheil für ihr Vaterland hatten, die spanische Linie des Hauses Habsburg mit Don Philipp, dem Sohne des Kaisers, die deutsche Krone davon tragen sollte? Sein klarer Blick war nicht durch die Lockungen zu verblenden, mit welchen man Ferdinand's Nachgiebigkeit zu gewinnen trachtete, nicht durch die trügerischen Verheißungen einer künftigen Nachfolge Maximilian's, wenn Philipp, dessen Krönung nur als eine Pflicht der Pietät gegen seinen erhabenen Vater dargestellt wurde, einst zu seinen Vätern versammelt werde — Heinrich von Plauen wußte, daß wenn einmal die spanische, statt der deutschen Linie, zur Kaiserkrone berufen sei, dies für immer sein werde trotz alles Wahlrechts der Kurfürsten! Darum hielt er fest an seiner Ueberzeugung, daß sich sein Herr nicht in diese Verhandlungen einlassen dürfe, und that als redlicher Mann, was an ihm war, ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. Das Alles war der Königin von Ungarn nicht fremd, aber sie gab die Hoffnung

nicht auf, auch diesen deutschen Edelmann durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen, wie es ihr schon bei Manchem gelungen war, der sich ihr im sichern Gefühl seiner Festigkeit genähert hatte. Sie empfing ihn daher mit bezaubernder Freundlichkeit, die aber fern von aller Berechnung erschien, und mehr dem Abgesandten ihres Bruders, als dem Manne galt. Denn sie sprach, als sie sich mit ihm unbefangen in eine Fensternische zurückgezogen hatte, nur von ihrem Bruder, und erkundigte sich mit der zärtlichsten Theilnahme nach ihm und seinem Leben, da er, wie sie wußte, seit dem Tode der schönen Königin Anna, welche ihm fünfzehn Kinder geboren, an seiner natürlichen Heiterkeit viel verloren hatte. In frauenhafter Weise, die sie durchschimmern ließ, suchte sie den Kanzler auszuforschen, ob der König noch immer den Gedanken an eine zweite Vermählung so fern von sich halte. Sie wußte — denn die Großen dieser Erde, von tausend Argusaugen bewacht, können ihre Schwächen nicht in den Schleier der Nacht hüllen — daß Ferdinand seiner Gattin bei Lebzeiten die unverbrüchlichste Treue bewahrt hatte; Heinrich von Plauen hätte ihr sagen können, daß er sie ihr auch über das Grab hinaus bewahrte, und so hat es der König auch ferner gehalten bis

an sein eigenes Ende, das erst siebzehn Jahre nach dem ihrigen erfolgte. Maria von Ungarn sprach mit dem Ausdruck tiefen Gefühls und hier ohne Falsch von der Verklärten: die Erinnerung an ihren eigenen frühen Verlust mochte sie dabei überkommen, denn Anna Jagiellona war ja die Schwester ihres Gemahls gewesen, an dessen trauriges Lebensschicksal sie nie ohne eine tiefe Schwermuth denken konnte, wenn ihr Herz vielleicht auch der Verbindung, welche nur die Staatsklugheit geschlossen, fremd geblieben war. Der königliche Jüngling, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet, der mit vollen Zähnen das Licht der Welt erblickt hatte, im zehnten Jahre erwachsen, im fünfzehnten der äußern Erscheinung nach ein Mann, im achtzehnten schon ein Greis mit ergrautem Haar gewesen war — die Mitwelt hatte recht, ihn den Frühzeitigen zu nennen, und auch ein früher Tod war ihm beschieden! Wäre er in der Schlacht gefallen, ritterlich im Kampfe um seine Krone, Maria würde ruhiger gedacht haben, aber fortgerissen willenlos von den Wogen der Flucht, erstickt im Sumpfe, als sein Roß am steilen, schlüpfrigen Rande des „Schwarzwassers“ sich mit ihm überschlagen — es war zu traurig!

Wie aber auch die Königin von diesen Erin=

nerungen heut wieder heimgesucht werden mochte, ihr starker Geist wußte sie bald zu überwinden, und der feuchte Schimmer in ihren schönen Augen verschwand, um sie wieder ungetrübt strahlen zu lassen. Sie hatte noch so viel mit dem Kanzler ihres Bruders zu besprechen — es wäre unnatürlich gewesen, wenn sie der Zeitverhältnisse, welche ihr in einem drohenden Lichte erschienen, gar nicht gedacht hätte. Der Kanzler theilte ihre Besorgnisse nicht, er vertraute zu sehr auf den deutschen Sinn des Kurfürsten Moritz, wußte auch, daß derselbe noch immer in lebhaftem Verkehr mit seinem Herrn, dem Könige, und mit dem Erzherzog Maximilian stand. Nur in Bezug auf einen Fürsten, an welchen hier wohl Niemand ernstlich gedacht hatte, war er seit Kurzem zweifelhaft geworden, und glaubte sich, da ihm die Königin so vertrauensvoll ihr Herz öffnete, verpflichtet, eine Warnung einfließen zu lassen, um wenigstens die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Als er den Namen Albrecht's von Brandenburg nannte, lächelte Maria.

„Auf eigene Hand das Panier aufwerfen und für seine eigene Sache Jedem den Handschuh vor die Füße schleudern, das traue ich dem wilden Markgrafen wohl zu,“ erwiederte sie. „Es sollte

mich nicht wundern, von ihm zu hören, daß er plötzlich ganz Franken in Brand gesteckt und die Verheerung bis an die Grenzen meiner Statthalterschaft getragen habe — aber planvoll handeln, wie Ihr besorgt, als Roland für eine fremde Angelegenheit auftreten, das ist wohl seiner Natur zuwider."

„Eure Majestät verzeihen," entgegnete der Kanzler, „wenn ich die Angelegenheit, um welche es sich handelt, doch keine fremde, sondern eher eine gemeinsame Angelegenheit aller deutschen Fürsten nenne, die also auch Ihn angeht. Ich kann so sprechen, weil ich weiß, daß Eure Majestät sich in Mitleid und Milde, nicht minder auch in Rücksicht auf wichtige Gründe, ebenfalls für dieselbe Angelegenheit verwendet hat."

„Ich thue es noch und hoffe das Beste," sagte die Königin, welche sich auf diesen Punkt nicht weiter einlassen wollte. „Wie seid Ihr aber auf Markgraf Albrecht gekommen, da Ihr doch den viel feinern und verschlagenen Moritz für ungefährlich erachtet? Wenn Ihr Dankbarkeit ein festes Band nennt, so ist Albrecht nicht minder an den Kaiser gebunden."

„Albrecht ist gewaltthätig von Natur," versetzte Heinrich von Plauen. „Und was ich von

ihm besorge, das habe ich, wenn auch gegen die Absicht, aus den Worten eines seiner treusten Diener entnommen, den er verbannt hat. Er ist mit mir hier anwesend."

„In Euren Dienst übergetreten? Und spricht verdächtig von seinem frühern Herrn?"

„Das thut er nicht!" sagte der Kanzler lebhaft. „Im Gegentheil nimmt er dessen guten Leumund wahr, wo sich irgend Gelegenheit bietet. Da die Besitzungen des Culmbachers an Böheim grenzen, so haben unsere böhmischen Herren mancherlei Beschwerden — und ich kann wohl sagen, daß ich nie eine edlere Selbstverläugnung gesehen als hier, wo alles Gefühl erlittener Kränkung schweigt, wenn es gilt, den Herrn, der so ungerecht an seinem Diener gehandelt hat, zu vertheidigen. Uebergetreten in meinen Dienst ist er nicht, er ist als Verbannter nach Böhmen gekommen und ich habe ihn zufällig getroffen, und da ich ihn von früher kenne, ihn bewogen, als ein ganz unabhängiger Edelmann bei mir zu bleiben. Was ihn dazu bestimmt hat, ist nach seinem eigenen Geständniß nur die Hoffnung, auch hier vielleicht seinem gewesenen Herrn wahrhafte Dienste zu leisten."

„Ihr schildert mir einen wahren Phönix!" er=

wiederte die Königin lächelnd. „Wollt Ihr mir den Mann nicht vorstellen. Ich bin im höchsten Grade gespannt, dies Wunder menschlicher Natur kennen zu lernen. Vielleicht gelingt es mir, ihn Euch abwendig zu machen — beneidenswerth, wem eine solche Treue geboten wird. Sein Name?"

Der Kanzler nannte ihn, er war aber der Königin ganz unbekannt. „Ich erwarte ihn morgen," sagte sie, indem sie der Audienz in leichter und anmuthiger Weise ein Ende machte.

Sie war nun mit ihren Damen allein, die sich auf niederen Sesseln in einem kleinen Halbkreise um sie niederließen. Von allen, welche sonst ihren Hofstaat ausmachten, hatte sie, außer der Oberhofmeisterin Lucretia von Rossi, Gräfin Nogarola, nur drei Fräulein mit sich nach Innsbruck genommen: die Gräfin Margarethe von Waldeck, Florentia von Honste und Dorothea von Schierstädt, letztere aus einem brandenburgischen Geschlecht und der Königin besonders lieb. Es gab eine leichte Unterhaltung, welche der Herrin nach dem Zwange, den sie sich hatte anthun müssen, sehr wohl that. Sie scherzte auch wieder, es war für die jungen Mädchen wie ein Sonnenblick nach traurigen Regentagen. Da wurde Monseigneur von Arras gemeldet, und der Sonnenschein verschwand

wieder. Die Königin nahm den Reichskanzler an, sie hatte ihm ja das Recht eingeräumt, dessen er sich nun bediente, doch empfing sie ihn in der Mitte ihrer Damen, als habe sie heute nicht mehr Lust, der Staatskunst ein Opfer zu bringen.

Granvella trat ein und sah nicht ungern, daß er auf diese Weise empfangen worden war, er liebte die Gesellschaft schöner Frauen, wie er denn überhaupt ein Mann der feinsten Bildung war, der fünf lebende Sprachen, außer den klassischen, vollkommen beherrschte. Er wußte auch heut, nachdem er der Königin seine Huldigung bewiesen, sogleich den rechten Ton zu treffen, und die Unterhaltung belebte sich in einer Weise, daß selbst die kleine Schierstädt, die nach Art ihrer Landsleute etwas kalten und kritischen Verstandes war, sich von der geistreichen und doch so natürlichen Redeweise des Prälaten wunderbar angeregt fühlte. Die Königin aber setzte es nun fast in Verlegenheit, daß sie nicht Anstalten getroffen hatte, ihm Audienz ohne Zeugen zu ertheilen, da er doch gewiß nicht hergekommen war, um die Vergünstigung einer Conversation mit ihren Damen zu suchen, und sie gab der Oberhofmeisterin einen Wink, welchen diese verstand. Die Königin blieb denn auch bald mit dem Bischofe allein.

„Gewiß habt Ihr eine wichtige und, wie es scheint, erfreuliche Botschaft für mich," begann sie freundlich.

„Eurer Majestät Scharfblick hat sich nicht getäuscht," erwiederte der Bischof, sich verneigend. „Ich habe in der That so eben eine sehr erfreuliche Nachricht erhalten. Der Kurfürst von Sachsen macht wirklich Ernst mit seiner Herkunft. Schon sind seine Räthe, die er vorausgeschickt hat, in Ingolstadt angekommen; ich brauche nur ihre Namen zu nennen, um einen guten Ausgang der Unterhandlungen zu verbürgen, es ist Christoph von Carlowitz, nach welchem der Kaiser schon wiederholt gefragt hat, und Dr. Mordeisen. Sie sollen ihren Herrn jetzt wirklich beim Kaiser ansagen."

Das Auge der Königin blitzte lebhaft auf. „Ist dem so," rief sie, „und kommt er wirklich hieher, so muß man einen herzhaften Entschluß fassen! Mit den Hessen wird man dann schon fertig werden!"

Prüfend sah sie Granvella an und lächelte fein. „Ich glaube es aber noch nicht," fuhr Maria fort. „Euer Compliment würde sonst schlecht auf mich passen. Traut Ihr mir Scharfblick zu, so wird er sich vielleicht auch hier bewähren. Moritz kommt nicht hieher, wenn er auch seinen Car-

lowitz und Nordeisen vorausgeschickt hat, ebenso wenig, wie sein Melanchthon und wer sonst dahin unterwegs ist, nach Trient gelangen wird. Es ist eitel Spiel."

„Wenn aber doch Kurfürst Moritz nach Innsbruck kommen sollte —" erwiederte der Prälat, „wir müssen auch diesen Fall erwägen, damit er uns nicht unvorbereitet trifft. Seine Majestät der Kaiser ist ungemein gnädig gestimmt, und wenn der Kurfürst von Sachsen dies Aufleben der alten Gunst zu benutzen versteht, woran nicht zu zweifeln ist, so fürchte ich, daß sich der Kaiser zu Bedingungen herablassen könnte, die nicht mit den unveräußerlichen Rechten der Kirche und dem wohlverstandenen Interesse Seiner Majestät zu vereinen sind."

„Bedingungen!" rief die Königin. „Hat er Bedingungen vorzuschreiben? Es kommt eben nur darauf an, wenn er im Vertrauen auf jene Gunst, die er nur allzusehr schon verscherzt hat, dennoch sich vor das Antlitz des Kaisers wagt, daß man sich mit festem Entschluß seiner Person versichert. Ich werde über diese Dinge mit dem Herzog Alba sprechen. — Es ist nur eine Idee, hochwürdiger Herr, sie will erwogen sein, damit man nichts anfängt, was nicht durchzuführen ist."

„Ich verstehe Eure Majestät vollkommen," erwiederte Granvella.

„Was denkt Ihr von dem Markgrafen von Brandenburg?" fragte Maria in der Erinnerung an das, was ihr der Kanzler Heinrich von Plauen mitgetheilt hatte.

„Ich halte ihn für den gefährlichsten Feind des Kaisers, viel gefährlicher, als alle protestantischen Fürsten zusammen," erwiederte der Bischof. „Hartnäckig in seinen Meinungen, rastlos und unermüdlich in seinem Aufhetzen gegen den Kaiser, dazu von einem scharfen, berechnenden Verstande, kalt und schlau, nirgend anzufassen — auch nicht einzuschüchtern, wie drohend auch Niklas von Könneritz, als Abgesandter des Kaisers, zu ihm gesprochen hat."

„Wen meint Ihr?" fragte die Königin. „Ich spreche von dem Brandenburger Albrecht — Ihr meint den Andern."

„Ah, Eure Majestät fragt nach dem von Culmbach — ich meinte den Markgrafen Johann. Diesen allein von dem ganzen Hause Brandenburg halte ich für gefährlich, sein Bruder, der Kurfürst, ist eine friedliche Natur, dem Genusse dieses Lebens zugethan, etwas jähzornig zuweilen, wie Herzog Alba erzählen kann, gegen den er wegen des

gefangenen Fürsten gar das Schwert gezückt, aber nicht nachhaltig. Der Herzog von Preußen, der hinter Johann steht und einen gewaltsamen Schritt nicht scheuen würde — hat er doch dem deutschen Orden sein Land genommen, für sich zum erblichen Eigenthum! — er ist gleichwohl von seinem Lehnsherrn, dem Könige von Polen, abhängig, und dieser, ein rechtgläubiger Herr, durch Verwandtschaft mit dem Hause Eurer Majestät verbunden, wird seinem Vasallen nie freie Hand zu feindseligem Vorgehen lassen. Ueber den Culmbacher könnt Ihr wohl nicht im Ernst Besorgnisse hegen."

„Er ist ein gewaltthätiger Mann, glaubt vom Kaiser für seine Dienste nicht genug belohnt zu sein und — rüstet, wie Ihr mir selbst gesagt habt —"

„Für uns, Majestät. Er rüstet für uns, obwohl er das selbst nicht weiß," erwiederte der Bischof lächelnd.

„Ich hege auch keine Besorgnisse, daß er etwa für die Sache des Landgrafen zum Schwert greifen könnte, darüber habe ich mich schon gegen den Plauen, der mich vor ihm warnte, ausgesprochen. Ihr hofft, die Völker, die er wirbt, und ihn selbst für den Dienst des Kaisers zu gewinnen — wohl! Aber setzt den Fall, den Ihr ja für wahrscheinlich

haltet, daß Moritz hieher kommt und daß eine höhere Staatsrücksicht seine zeitweilige Verhaftung bis zu ausgetragener Sache nothwendig macht — wäre es nicht denkbar, daß Albrecht von Brandenburg, sein geschworener Waffenbruder, für Ihn die Waffen erhöbe?"

Die Königin hatte im Affect etwas lauter gesprochen, als sonst ihre Art war, und der Bischof machte ihr das durch einen flüchtigen Blick nach der Thür bemerklich. In den Gemächern der Mächtigen haben die Wände Ohren. Dann sagte er: „Ich kenne den tapfern Markgrafen Albrecht genau — Eure Majestät mag recht haben, daß er zu einem solchen Schritt, wenn seine Kampflust aufbraust, wohl fähig wäre, aber ihm fehlt Alles, was seinen Oheim Johann so gefährlich macht, kalte Berechnung, Ausdauer und Geschicklichkeit im Handeln, nebst einer Hauptsache, welche der von Küstrin besitzt, er aber nicht: Geld! Er mag noch so viel werben, das Kriegsvolk läßt sich weder lenken, noch halten, wenn ihm der Sold fehlt. Wie ist nur ein so verständiger Mann, als Heinrich von Plauen, zu Besorgnissen der Art gekommen?"

Maria erzählte, was sie wußte. Der Bischof wurde aufmerksam, er besann sich, im Gefolge des Kanzlers einen Edelmann gesehen zu haben, der

ihm bekannt erschienen war: gewiß hatte er ihn schon bei früheren Gelegenheiten in der Umgebung des Markgrafen von Brandenburg getroffen. — „Ich werde ihn zu erforschen suchen,“ sagte er.

„Thut das, Herr von Arras,“ erwiederte die Königin, „und,“ setzte sie lächelnd hinzu, „wiegt Euch nicht in Sicherheit!“

Der Bischof fühlte sich durch diese Aeußerung weder getroffen, noch verletzt. „Was im Reiche vorgeht,“ entgegnete er ruhig, „das ist uns nicht unbekannt geblieben. Und hätten die Räthe Seiner Majestät sich bis heut wirklich in thörichte Sicherheit gewiegt, so hätten diese fast gleichzeitig, wie auf ein Befehlswort hier eingegangenen Bittschreiben sie aus ihrem strafbaren Schlummer wecken müssen. Dem ist aber nicht so. Wir wissen von den Umtrieben im Reich, die selbst die Hand nach dem Könige von Frankreich ausstrecken; die vielen Fürstentage um nichtiger Ursach willen sind uns nicht entgangen, wir haben die Fäden zu Allem in unserer Gewalt. Nur die Langmuth unsers kaiserlichen Gebieters hält ihn noch von entschiedenen Maßregeln gegen diese hochverrätherischen Anschläge ab — sein ist die Macht, sie jeden Augenblick zu Boden zu schlagen. Eure Majestät weiß, daß der Kaiser gewaltsamen Maßregeln nicht

hold ist, sondern Milde walten läßt, wo er kann, auch das Vertrauen auf Diejenigen, die ihm so nahe gestanden haben, wie Kurfürst Moritz, nicht so leicht aufgiebt. Nennt es daher nicht Sorglosigkeit, wenn ich eine mündliche Verhandlung mit diesem Fürsten für den besten Weg halte, aus dem Wirrsal der wider uns angesponnenen Ränke zu kommen, ohne Gewalt, zu welcher der Kaiser in seiner angeborenen Mäßigung und — Gewissenhaftigkeit nur ungern schreitet, anwenden zu müssen."

Die Königin schüttelte leicht den Kopf. „Schafft ihn nur erst hieher, dann wird sich Alles finden," sagte sie.

Drittes Kapitel.

Nein, Florence! Du kennst mich schlecht. Ich werde einmal heirathen, wenn ich muß — aber für irgend einen Mann in Bewunderung und helle Flammen aufgehen, niemals!"

„Nun, Dorothea — Deine Worte sind so kalt und herb, wie es nach allen Deinen Schilderungen das Land ist, wo Du geboren bist, aber die Stunde wird auch schon kommen, wenn Du mir nicht mehr mit Deinen klugen Augen wirst so spottend in die meinigen sehen können! Hüte Dich dann vor mir, ich werde Dir's mit Zinsen, wie sie nur ein Jude nehmen kann, vergelten, was ich schon von Dir habe leiden müssen!"

Zwei Fräulein waren es aus dem Hofstaate

der Königin von Ungarn, welche sich in dieser Weise neckten, während Beide allein in dem engen Gemach weilten, das ihnen, bei der Ueberfüllung aller Räume in der kaiserlichen Residenz zu Innsbruck, nur hatte angewiesen werden können. An Zahl der hohen und niedern Dienerschaft haben die Hofstaaten seit jener Zeit nicht zugenommen, aber diese machten damals bescheidenere Ansprüche.

Die beiden jungen Mädchen, welche mit kunstvollen und reichen Stickereien beschäftigt, wie sie in den höheren Kreisen fürstlicher Umgebung üblich waren, an dem einen Fenster mit kleinen runden, von Blei eingefaßten Scheiben zusammensaßen, boten in ihrem Aeußern einen auffallenden Gegensatz dar. Florentia von Houste, Herrin von Latiloe, war eine echt niederländische Schönheit, groß, von üppigen Formen, dunkelblond, mit einem gutmüthigen, nicht allzu feinen Gesicht, das aber etwas sehr Gewinnendes hatte. Dorothea von Schierstädt dagegen hatte auf den ersten Blick nichts, wodurch sie einen oberflächlichen Beobachter für sich einnehmen mochte: sie war klein, und wenn auch sehr zierlich gewachsen, doch eher mager zu nennen, sie hatte röthliches Haar, das nur durch die ungewöhnliche Fülle seiner üppigen Flechten und deren wunderbaren Schimmer bestechen

konnte; ihr Gesicht hatte regelmäßige, aber kalte Züge, die nur gelegentlich durch ein Lächeln, das meist einen ironischen Ausdruck trug, verändert wurden, aber ihr Teint war von schönster Weiße und einer fast durchsichtigen Klarheit, wie auch ihr Auge von leuchtendem Blau, das sie jedoch meist gesenkt hielt, sehr schön genannt werden mußte, nicht blos klug, wie Florentia von Honste gethan.

„Gebe ich Dir Gelegenheit," erwiederte Dorothea auf die heitere Rede der Freundin, „so kannst Du mit mir verfahren, wie der Sieger in der Schlacht mit dem Ueberwundenen!"

„Das heißt, Du hoffst auf Großmuth, wie sie ein edler Sieger übt?" rief Florentia lachend.

„Großmuth ist Thorheit — sie erzeugt nur neue und stärkere Feinde! Ich kenne keine Schonung und erwarte sie auch nicht von Dir, wenn Du mich je schwach sehen solltest."

Florentia schlug die Hände zusammen. „O wenn doch die Strafe dieser stolzen Vermessenheit gleich auf dem Fuße folgen wollte!" rief sie. „Ich weiß, daß der Königin heut ein junger fränkischer Edelmann vorgestellt werden soll, den sie — Gott weiß, warum? — einen wahren Phönix genannt hat, gewiß ist er also ein ganz ausge-

zeichneter Ritter — ich werde ihm auf irgend eine Weise den Handschuh, welchen Du allen Männern hingeworfen hast, bemerklich machen, hoffentlich nimmt er ihn auf, und dann hüte Dich!"

Dorothea's fein geschlossener Mund zeigte wieder jenes spöttische Lächeln, das verbunden mit dem stolzen Blick ihrer strahlenden, blauen Augen die einzige Wehr und Waffe ihrer kleinen, unscheinbaren Gestalt war.

„Mag er den Handschuh aufnehmen — auf seine Gefahr!" sagte sie.

Es war nun Zeit, sich für die Tafel anzukleiden. Der Kaiser hatte heut den Kanzler seines Bruders, den Oberst-Burggrafen von Böhmen, nochmals empfangen; dieser sollte dann, wie Florence von Honste erlauscht, auch bei der Königin wieder Audienz haben, und zwar, so glaubte wenigstens das junge Mädchen, nur zu dem Zweck, um ihr den Phönix aus Franken vorzustellen, auf welchen sie selbst daher ungemein neugierig war. Die Tafel, wie huldreich auch die Königin, wie lebhaft das Gespräch war, das sie anzuregen wußte, währte der ungeduldigen Florence heut zu lange, und so wenig sie sonst zu beobachten verstand, fiel es ihr doch auf, daß auch Dorothea, die ihr gegenüber saß, mehr als einmal den Blick auf die

Thür richtete, wenn sich diese gegen Ende der Mahlzeit öffnete. Endlich hob die Königin die Tafel auf, und es war den Personen, welche sich zur Audienz gemeldet und Annahme gefunden hatten, gestattet, sich ihr zu nähern. Unter den Anwesenden, die sich nach und nach versammelt hatten, waren mehrere Fremde, wahrscheinlich von den Abgesandten, welche Könige und deutsche Fürsten so zahlreich zu einer und derselben Zeit an den Kaiser nach Innsbruck geschickt hatten — Florence kannte dieselben natürlich nicht und kümmerte sich um die Graubärte trotz ihrer prächtigen Halskrausen und reich gestickten Sammetröcke sehr wenig; es befanden sich aber auch einige jüngere und sehr stattliche Herren dabei, die sich, weil nur von untergeordneter Stellung, bescheidentlich zurückhielten, bis es etwa der Königin gefallen werde, auch sie zu sich rufen zu lassen und einige gnädige Worte an sie zu richten. Unter diesen mußte der besagte Phönix sein, denn der Kanzler Heinrich von Plauen stand ja bereits bei der hohen Frau, wiederum in derselben Nische von gestern, und es kam nun darauf an, wen er herbeiwinken und vorstellen werde. Während sie darüber noch ihre Vermuthungen anstellte, bemerkte sie, daß Fräulein von Schierstädt der Nische, in welcher die

Königin noch mit dem Kanzler ihres Bruders sprach, ziemlich nahe stand, sie hatte ganz unbefangen hier ihren Platz neben der Oberhofmeisterin Lucretia Gräfin Rossi genommen, als habe sie derselben eine Mittheilung zu machen, nach derselben, welche an sich ziemlich gleichgültig schien, war sie dort stehen geblieben, und Florence beneidete sie darum, weil sie dort Alles hören konnte, was in der Nische gesprochen wurde.

Jetzt trat der Oberst-Burggraf von Böhmen mit einer tiefen Verbeugung zurück, jedoch nur, um wirklich einem der jüngeren Edelleute, welche in Gruppen auf der andern Seite des Zimmers standen, einen Wink zu geben. Ja, der mußte es sein, Florence von Honste hatte es gleich gedacht: er war auf jeden Fall der Matador unter den Cavalieren — dieser spanische Ausdruck hatte schon seinen Weg in alle Kreise, die mit spanischer Sitte in Berührung kamen, gefunden, mit ihm viel andere noch, welche seitdem von französischen verdrängt worden sind.

Ein hochgewachsener Mann, einfacher als die Uebrigen, aber doch mit gutem Geschmack gekleidet, trat aus der einen Gruppe heraus und näherte sich mit gemessenen Schritten dem Kanzler. Aller Augen folgten ihm, weil er eines Vorzugs genoß,

um den ihn Mancher der Anwesenden beneidete. Sein männlich schönes Antlitz, von einem dichten, braunen Barte umwallt, zeigte keine Aufregung oder Verlegenheit, wie es wohl in solchen Momenten selbst festen Charakteren, wenn sie nicht gewohnt sind, den Hochgestellten dieser Erde zu nahen, begegnet, daß sie ein wenig außer Fassung kommen. Diese edlen Züge trugen aber den Ausdruck einer innern Ruhe, der hier für ein feineres Auge, wie das der Königin, das sich nicht durch die gewöhnliche Glätte der Hofleute täuschen läßt, unter welcher dennoch jene innere Ruhe fehlt, bewundernswerth erscheinen konnte. Auch Dorothea von Schierstädt, deren eigenstes Wesen ein scharf richtender Verstand war, fühlte sich durch die Haltung des fremden Mannes, dessen Namen sie noch nicht wußte, überrascht — zugleich aber, da ihr die Neckerei ihrer Freundin in demselben Momente einfiel, war es ihr, als wehe sie ein Widerwille gegen den Fremden an, zu dem er doch keinen Anlaß gegeben hatte.

Der Kanzler Heinrich von Plauen wandte sich mit ihm, der an seine Linke trat, zu der Königin, welche die ehrfurchtsvolle Verneigung des fränkischen Edelmannes mit der ihr eigenen Anmuth aufnahm, durch welche sie auch die starrsinnigsten

Persönlichkeiten zu bezaubern und — wir müssen es hinzusetzen! — für ihre politischen Zwecke zu gewinnen wußte. „Eure Majestät haben gnädigst gestattet,“ begann der Kanzler — aber die Königin unterbrach ihn lächelnd und sagte: „Es bedarf keiner feierlichen Vorstellung — ich kenne den Namen des tapfern und treuen Wolf Schott nicht erst von heute. Meines Herrn Bruders Majestät erinnert sich seiner auch noch aus früheren Zeiten. Seid willkommen zu Innsbruck.“

In dem blauen, kühnen Auge des Franken leuchtete bei dieser huldreichen Anrede doch ein Strahl auf, welcher der Königin Zeugniß gab, daß sie ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt habe. Er konnte darauf nur durch eine neue Verbeugung und ein Paar hergebrachte Worte über die unverdiente Gnade, die ihm widerfahre, antworten.

„Ihr habt den Oberst-Burggrafen, meines Herrn Bruders getreuen Kanzler, hieher begleitet,“ fuhr die Königin fort, indem sie dem Plauen zugleich einen freundlichen Blick schenkte, „doch wollt Ihr, wie er mir sagt, nicht ausdrücklich Dienste nehmen, weder bei dem römischen König, noch selbst bei des Kaisers Majestät. Ihr Franken seid höchst eifersüchtig auf Eure Freiheit, wie mir aus alten Zeiten erzählt worden ist — der Name Eures

Volkes selbst soll davon herkommen, ist es so, Ritter Schott?"

„Hochfreie, ja! Das bedeutet der Name der Franken — Eure Majestät ist wohlerfahren in der Kunde alter Zeit."

„Würde es aber Eurer Hochfreiheit Eintrag thun, wenn Ihr in den Dienst meines Bruders, des Kaisers, oder — setzt den Fall! — in den Dienst einer kaiserlichen Statthalterin der Niederlande trätet?"

„Mein kaiserlicher Herr hat meiner Dienste nicht begehrt," erwiederte Wolf bescheiden, „noch bedarf sie Seine Majestät. Meine Treue als deutscher Edelmann bleibt ja doch unter aller Bedingung dieselbe! Was Eure Majestät sonst zu sagen geruht, ist nur ein gnädiger Scherz."

„Seid dessen nicht so sicher!" sagte die Königin, leicht darüber hingehend. — „Ihr habt bisher dem Markgrafen von Brandenburg gedient?"

„Ich — diene ihm noch," erwiederte Wolf Schott. „Wenigstens, da er im Lande am Fichtelberg, wo meine Heimath ist, als Fürst gebietet, werde ich mich immer als seinen Dienstmann ansehen."

„So denken nicht Viele mehr im deutschen Reiche!" sprach die Königin mit einem ernsten,

wohlwollenden Blicke. — „Weilt Markgraf Albrecht auf seiner Plassenburg jetzt, die ihn selten lange zu fesseln vermag, wie man mir sagt?“

„Er ist, so viel ich weiß, nicht daheim,“ antwortete Schott, und es war ihm unangenehm, daß er dem Auge der Königin, welches prüfend auf ihm ruhte, nicht mit einem freien Aufblick begegnen konnte.

„Und Ihr —?“ fuhr Maria von Ungarn fort, indem sie auch diesen Gegenstand, so interessant er ihr war, verließ. „Fesselt Euch nichts in der Heimath? Ihr habt doch noch liebe Verwandte daheim?“

„Meine Mutter — und andere theure Verwandte,“ erwiederte er. „Ich habe auch das Frankenland nicht verlassen, um niemals mehr dahin zurückzukehren, vielmehr hoffe ich, daß es bald möglich sein wird.“

Die Königin wußte, daß er vom Markgrafen Albrecht, trotz treuer Dienste, verbannt war, die Ursache kannte sie freilich ebenso wenig, als Heinrich von Plauen, dem sie jene Nachricht verdankte: Wolf hatte gegen diesen aus der Thatsache kein Geheimniß gemacht, ohne sie zu erklären. Aber sie wollte nicht ahnen lassen, daß sie in seine Verhältnisse mehr, als er davon sagte, eingeweiht sei,

von ihm selbst hoffte sie, soweit dieselben den Markgrafen berührten, gelegentlich noch, was ihr wichtig schien, zu erfahren. Eine längere Unterredung mit einem Fremden ohne höhere Stellung oder erlauchte Geburt würde überdem auffallend gewesen sein, sie erwiederte daher auf Wolf's letzte Worte nur, daß sie ihm eine glückliche Heimkehr zu rechter Zeit wünsche, und entließ ihn huldvoll.

Auch der Kanzler wurde gleich ihm entlassen, und als Beide sich zurückzogen, um der Königin Raum zu geben, welche nun selbst eine Runde durch die Versammlung machen und zu Diesem und Jenem ein freundliches Wort sprechen wollte, begegnete Wolf's Auge zufällig dem auf ihn gerichteten Blicke einer jungen Dame: es war, als habe derselbe magnetisch gewirkt, um sein Auge, das ruhig über die der Königin zunächst stehenden Frauen hinstreifte, anzuziehen. Obgleich sich nun gleich das Auge der jungen Dame senkte und auch er nur flüchtig dasselbe gesehen hatte, auch, wie es schicklich war, seinen Blick sofort abwandte, genügte der rasch vorübergehende Moment doch, um ihn durch eine wunderbare Aehnlichkeit zu überraschen. Nicht in der Gestalt, noch weniger im Gesicht der jungen Dame lag diese Aehnlichkeit, sondern allein in ihrem Auge — so klar

und leuchtend, dem reinen Blau des Himmels vergleichbar, kannte er nur ein Augenpaar, das ihm jetzt wie durch einen Zauberschlag in lebendigster Erinnerung vorschwebte, fern, fern von hier in der süßen Heimath hatte er es zuletzt gesehen, von Gram umflort, von heiligen Thränen verdunkelt, Thränen kindlicher Trauer! Das Herz war ihm schwer geworden bei dieser Erinnerung, und der Oberst-Burggraf von Böhmen an seiner Seite sah ihn verwundert an, als er auf eine leise Frage, die er an ihn richtete, eine völlig verkehrte Antwort empfing. Hatte dem freien Franken die Luft des Kaiserhofes auch den Kopf verwirrt?

Die Königin entließ bald, nachdem sie ihre Runde gemacht und Manchen durch ihre Anrede hoch beglückt hatte, die ganze Versammlung, wobei sie gegen Heinrich von Plauen nochmals die Hoffnung aussprach, daß er seinen Aufenthalt zu Innsbruck nicht mehr abkürzen werde, als es das Interesse seines Herrn, des Königs, durchaus verlange. Auch Wolf Schott konnte sich noch eines gnädigen Wortes rühmen. Als Maria dann mit ihren Damen allein war, entließ sie auch diese sehr bald, sie wollte eben ganz allein sein. Frau von Rossi, die Oberhofmeisterin, hatte dagegen für sich nicht diese Absicht, sie wußte die ihrer

Obhut anvertrauten Fräulein noch eine geraume Weile in ihrem eigenen Zimmer zu ihrer Unterhaltung zu bannen, und spät erst konnten die Freundinnen, welche ein Gemach theilten, sich ungestört aussprechen. So nannte es wenigstens Florentia von Honste, wenn sie, ohne unterbrochen zu werden, ihrem Herzen Genüge thun konnte; auf Gegenseitigkeit schien sie dabei keinen Anspruch zu machen.

„Nun, Dorothea, hat die Königin zu viel gesagt?“ begann sie. „Mir, die ihn nicht kannte und auch nicht wußte, wer unter den vielen fremden Herren gemeint sei, fiel er sogleich auf, denn er erschien mir, wie ein Adler unter Krähen, und als er dann gerufen wurde, hatte ich mich nicht getäuscht. Er ist der schönste Mann, den ich je gesehen habe, und wenn Du mir auch kein Wort darüber sagst, so weiß ich, daß Du ganz derselben Meinung bist. Blicke so stolz und verächtlich, wie Du willst, und lächle immer noch spöttischer, Du hältst ihn auch für einen Phönix. Nicht umsonst hast Du Dich ganz harmlos zu der Alten gespielt, für welche Du doch sonst keine große Zärtlichkeit hegst — sie freilich auch gegen Dich nicht, weil Dich die Königin vorzieht, und sie ihre Autorität als Oberhofmeisterin dadurch in Gefahr sieht. Du

hast nun ganz in der Nähe gestanden, sage mir wenigstens, wie er heißt."

„Wenn Du den fränkischen Edelmann meinst, welchen der Burggraf von Böhmen der Königin vorstellte —"

„Wie sie heucheln kann!" rief Florence lebhaft. „Schämst Du Dich gar nicht? Roth solltest Du werden, wie —"

„Wie mein Haar?" unterbrach sie Dorothea. „Sieh, den Vortheil habe ich vom rothen Haar, daß ich nicht in Versuchung komme, sonst zu erröthen, denn ich bleibe von fremden Augen verschont. Wenn es aber Balsam für Dein Herz ist, so will ich Dir den Namen des Mannes aus Franken nennen: er heißt Wolf Schott!"

Florence wiederholte den Namen und schüttelte ein wenig den Kopf. „Was man mir von dem stolzen fränkischen Adel erzählt hat, ließ mich auf einen recht hochtönenden Namen hoffen, wobei man gleich an mächtige Felsenschlösser und an die Kreuzzüge in's gelobte Land erinnert wird. — Aber er hat wohl noch reiche Lehne zu erwarten nach aller Auszeichnung, die ihm zu Theil wird, und er ist ja noch jung."

„Ich begreife nicht, wie Du ihn für jung halten kannst!" versetzte die Schierstädt. „Mir kommt

er mit seinem ganzen Wesen, mit seinem dunkeln, bärtigen Gesicht vor, wie ein Mann von vierzig Jahren!"

Die Honste bestritt das lebhaft und äußerte dann: „Um so besser, wenn er männlich aussieht! Ich halte ihn deshalb für so gefährlicher. Du weißt, was ich Dir gedroht habe!"

„Der Handschuh liegt noch unbemerkt und unberührt am Boden!" sagte Dorothea. „Zu viel schon von dieser Kinderei! Ich rathe Dir, Florence, Dich nicht so viel mit dem Phönix zu beschäftigen, denn er fliegt wohl bald wieder aus von hier, wir, so Gott will, auch, und dann Ade auf Niewiedersehen! Es wäre schlimm, wenn Du Dich um ihn härmtest."

„Ja, Dorothea, das wäre sehr schlimm, aber warum muß er ausfliegen? Warum kann er nicht, wenn die Königin ihm so gnädig ist und ihm sonst Dies und Jenes bei uns gefällt, mit uns ziehen? In Flandern können wir auch tapfere Männer brauchen, und Deutsche lieber, als diese Spanier, die sich immer dreister und frecher bei uns eindrängen, seit Prinz Philipp Herr der Niederlande werden soll. Ich hoffe sehr, die Königin wird Wolf Schott in ihren Dienst nehmen, da sie so

lange mit ihm sprach. Du standest so nahe, hast Du nichts gehört?"

Bei dieser Frage, welche Dorothea hätte mit einem Ja beantworten können, stieg doch das Blut ein wenig in ihre Wangen, und sie war unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich hatte von einem Gedanken, der ihr unerwartet kam, überraschen lassen. Ihr Auge blitzte um so stolzer auf die Fragerin und sie sagte etwas scharf: „Du hältst mich für eine absichtliche Horcherin! Was die Königin mit dem Manne gesprochen, welcher Dich ganz und gar schon bestrickt hat, ist mir ziemlich gleichgültig gewesen. Gnädige Worte, wie sie an Jeden richtet. Ich achtete nur darauf, als sie ihn einen Diener des Markgrafen von Brandenburg nannte, weil ich selbst aus der Mark Brandenburg bin; nachher fand sich's aber, daß er nicht bei unserm Kurfürsten, sondern bei dem fränkischen Markgrafen in Dienst gestanden, der, glaub' ich, mit unserm Herrn nahe verwandt ist, und daher auch ein Brandenburger. Das ging mich denn weiter nichts an — für Deine Hoffnungen kann ich Dir also keinen Trost geben. Nimm ihn aber hin, den schönen Franken, nur mich laß in Ruh!"

Es gelang ihr allerdings durch ihre herbe Aeußerung, allen Verdacht, als habe der Phönix

der Königin auch auf sie einen günstigen Eindruck gemacht, von sich abzuwenden, aber Florence ließ sich dadurch nicht abhalten, ihr Urtheil und ihre Gefühle weiter auszusprechen, und Dorothea mußte fast glauben, daß ihr empfängliches Herz diesmal ernstlich in Gefahr sei. Gegen ihre Weise fand sie heut darin keinen Anlaß zum Spott, im Gegentheil ruhte ihr blaues Auge heut mehrmals mit einem Ausdruck auf der Freundin, welcher dieser ein Räthsel geblieben wäre, wenn sie überhaupt fähig gewesen, denselben zu bemerken.

Wolf Schott war gleich, nachdem er sich von dem Kanzler Heinrich von Plauen getrennt hatte, in seine Herberge zurückgekehrt, wo ihm die freundliche Tirolerin, seine Wirthin, bei der grimmigen Kälte eine recht warme Stube bereitet hatte. Er würde sich gewiß ganz behaglich befunden haben, wenn nicht gerade heut durch die Worte der Königin, als sie nach seiner Heimath und seinen Verwandten gefragt, die alten Erinnerungen in ihm so mächtig geworden wären, daß sie nun, da er allein war, sein Herz nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Wie mochte es jetzt im lieben Frankenlande aussehen? Gedachten sie auch seiner zu dieser Stunde, wie er mit so warmen Gefühlen all' der Theuren, die er hatte verlassen

müssen, in der Ferne gedachte? Es hatte sich dort Alles anders gestaltet, als er gewohnt war, bei früherer, so oft sich wiederholender Abwesenheit im Dienste seines Herrn an die sicheren und ruhigen Verhältnisse der Seinigen zu denken. Auf Rabenstein, wo sonst seine Mutter ihre Zuflucht gefunden hatte, und der edle Oheim Balthasar ihr, wie seinen eigenen Lieben, ein starker und zuverlässiger Schirm war, hauste jetzt ein anderer Burgherr: Wolf wußte nicht einmal, wem die Laune des Markgrafen, da er auf Anwartschaft der Lehnsvettern in seiner gewaltsamen Weise nichts hielt, das erledigte Mannlehn gegeben, oder ob er nur einen Amtmann eingesetzt hatte, vielleicht den jungen Streitberg, der ihm ja Dienste in seinem Verkehr mit dem Kurfürsten von Sachsen, seinem Bundesgenossen im Verrath am Kaiser und an Deutschland, geleistet! Die Mutter war nach dem Kohlstein gezogen, dem kleinen Burghause in Tüchersfeld, wo sie auch früher oft und lange geweilt, und wohin sie der gute Oheim Sebald, ihr Schwager, gleich, nachdem der verstorbene Balthasar beigesetzt war, abgeholt hatte. Dort konnte sie freilich auch in Ruhe wohnen, so weit ihr verdüstertes Gemüth Ruhe zu finden vermochte, aber die beiden alten Leute — wenn sie nun vor ihr starben

und auch hier, da sie keine Leibeserben hatten, der Bischof von Bamberg einen neuen Lehnsmann einsetzte, vor welchem die Wittwe Cunz Schott's abermals weichen mußte? Nach Bayreuth, wohin Frau Brigitte mit ihren beiden Töchtern sich zurückzuziehen gedacht, würde die Mutter sich niemals wenden, das hatte sie erklärt: mit ihres Bruders Tode, hatte sie hart und schroff gesagt, als Brigitte sie gebeten, bei ihr zu bleiben, sei das Band zwischen ihnen zerrissen, sie wolle nicht um bloßen Erbarmens willen aufgenommen sein. Wolf hatte das aus ihrem eigenen Munde gehört. Der Markgraf hatte ihm am Tage nach seinem Bruch mit ihm durch seinen Leibwächter die Erlaubniß bringen lassen, von seinen Verwandten Abschied zu nehmen, ehe er das Fürstenthum verlasse, bei welchem Gebot es freilich bleibe. So war denn Wolf, als man ihm den Thurm, in den er geführt worden, wieder geöffnet hatte, noch einmal hinauf in die Berge geeilt, wo Alles, was ihm noch lieb und theuer auf Erden war, weilte. Er hatte seine Mutter schon nicht mehr auf Rabenstein getroffen und die Wittwe Balthasar's im Begriff, ihre Uebersiedelung nach Bayreuth, wo sie ein Haus besaß, zu bewirken. Zwei Tage hatte er noch bei seinen Verwandten zugebracht, zwei Tage ernster

und doch unendlich wohlthuender Erinnerung: die Zeit des Grames war freilich nicht geeignet gewesen, ihm ein heiteres Zusammenleben in unbefangener Fröhlichkeit, wie einst, zu bereiten, aber dafür hatte sie zum innigsten Bewußtsein in seinem Herzen gebracht, was in demselben still und allmälig sich entwickelt hatte, und er baute auf eine bessere Zukunft, welche ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen werde. Das auch war es, was in ihm durch die heutige Begegnung bei der Königin wach gerufen worden war! Gewiß hatte nur seine eigene Einbildungskraft ihm die wunderbare Aehnlichkeit vorgespiegelt, welche er in dem Auge des jungen Fräuleins, dem er zufällig mit seinem Blicke begegnet war, nach Farbe, Schnitt und Ausdruck mit dem Auge seiner Muhme Agnes gefunden hatte, aber wenn die Aehnlichkeit auch nur eine eingebildete war, so hatte sie doch Agnes' Bild in all' seiner Lieblichkeit ihm hell vor die Seele gezaubert, und er fühlte nun eine tiefe, mächtige Bewegung, die seinen Herrn wohl Lügen strafte, der von ihm in letzter Stunde noch gemeint, daß sich sein kaltes Blut nie für eine Frau erwärmen könne. Wann sollte er Agnes wiedersehen? Daß ihn sein Herr, der Markgraf, wenn er nicht um Gnade gebeten wurde, zurückrief, war ganz un-

denkbar, wie er dessen Charakter kannte, und um Gnade zu bitten, womit zugleich das Eingeständniß eigenen Irrthums verbunden war, schien Wolf unmöglich. Es mochte auch dem Fürsten bei der Richtung, die er nun einmal eingeschlagen hatte, häuptlings, wie er sich in die verderbliche Lage gestürzt, ganz lieb sein, den lästigen Mahner, dessen Meinung er nicht beherrschen konnte, los zu sein. Was aber konnte die Zukunft bringen? Wolf's treues Herz bebte bei dem Nachtbilde, das ihm ihr Spiegel zu enthüllen schien. Ein Bund deutscher Fürsten in Waffen gegen das Reichsoberhaupt, zu ihrer Hülfe in eigennützigster Absicht der König von Frankreich, der schon die Hand nach dem Raube an deutscher Erde ausstreckte, der ihm als Preis des Beistandes überlassen worden war — auf der andern Seite der mächtige Kaiser, der noch immer in Deutschland auf viele Reichsstände rechnen konnte, der noch Herr war von Spanien und Indien, von Niederland und Neapel, sammt Mailand, dessen fremde Völker er gewiß auf deutschen Boden hereinrufen werde, um den gewaltigen Kampf um seine Krone und Macht für ihn zu kämpfen, und mit ihm sein Bruder, der römische König Ferdinand, sowie auch seine wilden Magyaren, die schon im schmalkaldischen

Kriege alle Schrecken ihrer frühern Erscheinung, als sie vor sechshundert Jahren unter Arpad's Söhnen Deutschland heimgesucht, wieder erneuert hatten! Ein Kampf mußte entbrennen, wie ihn Deutschlands Boden noch nicht gesehen hatte, und wenn er endlich ausgerungen und die fremden Kriegsschaaren, die sich mit in den Bruderkampf deutscher Stämme gemischt, wieder zurückgeflutet waren, was blieb zurück im Vaterlande, als maßloses Elend und eine Schmach, welche von Jahrhunderten nicht getilgt werden konnte! In solchen Gefahren, unter Trümmern wagte Wolf Schott noch ein Glück für sich selbst emporsprießen zu sehen?

Es war aber noch eine andere, schwere Frage, welche mehr und mehr drohend an ihn herantrat. Bald mußte er sich entscheiden: Hie Welf! Hie Waibling! sollte binnen Kurzem der Feldruf wieder in deutschen Gauen klingen — auf welche Seite wollte er treten, für welche Sache kämpfen? Im alten Athen, so hatte er in jüngeren Jahren zu Nürnberg auf dem neugestifteten Gymnasium gelernt, war von Solon, dem Weisen, ein Gesetz in die Verfassung, die er seiner Vaterstadt gab, aufgenommen worden, nach welchem bei inneren Streitigkeiten jeder Bürger Partei ergreifen mußte,

Keiner sich fern halten durfte. Auch für Deutschland schien dies Gesetz, dessen Grundidee von innigster Vaterlandsliebe eingegeben war, seine Bedeutung zu haben — wäre es zur Geltung zu bringen gewesen, wie manche schwere Prüfung hätte ihm erspart werden können! Denn die Zahl der Gleichgültigen und Schwachen, die sich fern halten von Allem, wo es gilt, als Mann einzutreten für seine Meinung, und die nur zufrieden ist, wenn es ihr selbst nicht an den Kopf kommt, über den sie die Kappe zieht bis über die Ohren, diese Zahl war im steten Wachsen begriffen, und die letzten unseligen Wirren, der schmalkaldische Krieg und was sich weiter daraus entwickelt, hatten es einem aufmerksamen und ernsten Beobachter, wie es Wolf Schott trotz seiner jungen Jahre war, nur zu klar gezeigt, daß die zunehmende Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland und dessen Wohl und Ehre das schwerste Uebel war, welches dasselbe heimsuchte. Wie anders war das in alten Zeiten gewesen, als deutscher Nation Herrlichkeit anerkannt gewesen von allen Nachbarvölkern bis an die Grenzen Europa's! Wolf Schott hätte nicht bis zu den alten Athieniensern zurückzugehen gebraucht, auch aus der Urzeit der Germanen würde er Aehnliches haben lernen können,

wenn sich nur unter den gelahrten Herren Magistern am Gymnasium Einer gefunden hätte, der mit der Vorzeit des eigenen Volkes so vertraut gewesen wäre, wie mit der des klassischen Alterthums. Für sich glaubte Wolf die Pflicht nicht abweisen zu dürfen, sich für eine Sache zu entscheiden, und wenn er nicht zweifelhaft gewesen war, daß diejenige, welcher sich sein Herr, der Markgraf Albrecht, angeschlossen, wenigstens in dem Wege, den seine Bundesgenossen gewählt, verwerflich war, so hatte er doch in der kurzen Zeit seines Hierseins, bei hellem und gesundem Verstande, schon so Manches wahrgenommen, das ihn bedenklich machte, mit voller Ueberzeugung auf die Seite der kaiserlichen Autorität, welche Deutschlands Reichseinheit aufrecht hielt, zu treten. Gleichwohl mußte doch ein Entschluß gefaßt werden, wenn der Moment dazu kam.

Am andern Morgen sah er wieder den Oberst-Burggrafen von Böhmen, der ihn bewogen hatte, sich ihm ohne Dienstverbindlichkeit anzuschließen. Heinrich von Plauen war der Mann, auf dessen Gesinnung er sein ganzes Vertrauen setzte und der ihm bei einem Gespräche, das er schon mit ihm über den Gegenstand seiner Zweifel gehabt, so offen, als es sich mit seiner Stellung als Kanzler

des römischen Königs vertrug, gesagt hatte, in verwickelten Lagen, wo es unmöglich sei, Alles zu klären und zu gewinnen, was die eigene Ueberzeugung verlange, müsse man sich mit dem Erreichbaren begnügen und wenigstens so viel aufrecht halten, als der eigenen Kraft zu stützen möglich sei. „Daß es im deutschen Reich also aussiehet, mein junger Freund," hatte er hinzugefügt, „ist nicht von gestern und heut erst verschuldet. Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind, und an unserm Theile thun, was wir können." Wolf Schott hatte den Kanzler, als dieser es ihm vorschlug, mit Freuden an das kaiserliche Hoflager begleitet und hier, nachdem er sich einigermaßen ein Urtheil gebildet, war es ihm ein Bedürfniß, sich nochmals und nun rückhaltlos, wie es seine Art war, gegen ihn auszusprechen, aber er fand den Kanzler jetzt viel unzugänglicher und verschlossener, als daheim in Böhmen, und konnte seine Absicht nicht erreichen, da Heinrich von Plauen jede verfängliche Wendung des Gesprächs mit würdiger Ruhe gleich zu verhindern wußte. Er fand sich vielmehr bald in persönliche Angelegenheiten verwickelt. Der Kanzler theilte ihm mit, daß die Königin von Ungarn seinen Austritt aus dem Dienste des Markgrafen von Brandenburg, trotz

seiner Aeußerung, daß er sich noch für dessen Diener ansehe, doch für eine Thatsache nehme und davon gesprochen habe, daß sie ihm gern in ihrer Umgebung eine Stelle anvertrauen würde. Wolf war davon überrascht und erwiederte, daß er die große Ehre, die ihm durch diese Aussicht widerfahre, wohl zu würdigen verstehe, doch aber für eine Hofstatt wenig geeignet sei, da er seine Dienstjahre bei dem Markgrafen nur auf Kriegs- und Reisefahrten zugebracht habe, indem ein fürstliches Hoflager im eigentlichen Sinne von seinem Herrn niemals recht gehalten worden sei. Darauf warf der Kanzler hin, es sei wohl auch keine Stelle im Hofstaate der Königin gemeint, sondern eher eine andere, wo er seine Kriegserfahrung und treue Gesinnung werde zeigen können; er deutete noch darauf hin, daß auch in den Niederlanden viel deutsche Angelegenheiten zu wahren seien, und daß ja, wie er wisse, dort sein deutscher Fürst noch immer nach gebüßter Sache in Haft gehalten werde — womit er abbrach und Wolf, als er sich von ihm trennte, den Gedanken hinterließ, die Königin beabsichtige, ihm vielleicht irgend einen Dienst in Bezug auf den gefangenen Landgrafen von Hessen anzuvertrauen. Es regte ihn nicht wenig auf. Er war bescheiden genug, sich zu fragen, wie

er, der unbekannte Mann, dazu komme, daß gerade auf ihn die Königin, welche unter ihren eigenen und zahlreichen Herren die Auswahl hatte, ihr Augenmerk richten solle; wenn aber die Mittheilung des Kanzlers mehr als eine flüchtige Rede gewesen, vielleicht eine Höflichkeit gegen diesen, weil er der Königin den Fremden vorgestellt, so lag immer noch die Erklärung nahe, daß gerade ein ganz unbekannter Mann, der nirgend Aufsehen oder Neid errege, von der hohen Frau gewählt werden könne, um einen Dienst, welchen sie Keinem der Ihrigen anvertrauen wolle, zu übernehmen, und endlich, es kam ja wohl vorzüglich darauf an, was dieser Dienst zu bedeuten habe? Ein Schergendienst vielleicht! Wolf Schott blickte stolz auf bei diesem Gedanken. Mochten sie dazu einen Spanier oder selbst einen Wallonen gebrauchen: ein echter Franke gab sich nimmer dazu her! Auch wäre ja dann alle Freiheit des Entschlusses gebannt gewesen, in dem Kampfe, zu dem die Schwerter, wie Wolf wußte, schon halb gezückt waren, seiner Ueberzeugung getreu mitzustreiten. Als er noch darüber sann, erhielt er den Befehl, zu einer bestimmten Stunde in der kaiserlichen Residenz zu erscheinen: des Kaisers Majestät wollte ihn sprechen.

Viertes Kapitel.

Fürsten haben ein außerordentliches Gedächtniß für Personen, welche einst in ihre Nähe gekommen sind, oder Gnaden von ihnen empfangen haben. Die Geschichte weiß davon wunderbare, wahrhaft staunenswerthe Beispiele zu erzählen. Es läßt sich diese Erscheinung auch wohl auf natürliche Weise erklären.

Kaiser Karl der Fünfte besaß die Gabe, sich vieler, oft unbedeutender Menschen, welche er in seinen weiten Reichen bei irgend einem besondern Anlaß gesehen hatte, zu erinnern, in einem hohen Grade. Wolf Schott war ihm einst in dem letzten siegreichen Feldzuge, welchen der Kaiser vor nun bald acht Jahren in der Champagne geführt,

nach dem Treffen bei Vitry vorgestellt worden, und da Markgraf Albrecht, welcher damals, nach dem Zeugniß eines Berichterstatters, „in hohem Beruf und Ansehen bei Römisch Kaiserlicher Majestät stand“, seinen jungen fränkischen Dienstmann, der sich in dem Kampfe mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen, ganz besonders gerühmt hatte, so war der Kaiser höchst gnädig gegen ihn gewesen. Für Wolf ein Ereigniß von unvergeßlicher Bedeutung, das auch in der Heimath durch Zeugen desselben bekannt worden war und seine Verwandten stolz auf ihn gemacht hatte — vor Allen wohl seine Mutter, wenn sie das auch in ihrem Herzen verschlossen und darum ihrer Schwägerin Gelegenheit gegeben hatte, sie zuweilen daran zu erinnern — so an dem Tage, als Conrad, ihr Erstgeborener, wieder erschienen war. Wie aber konnte Wolf glauben, daß der mächtige Herr über viele Millionen des unbedeutenden Jünglings noch gedenken werde!

Es war nach der Tafel und der Kaiser hatte heut mehrere Personen zur Audienz beschieden; Wolf mußte warten, bis der Letzte entlassen war. Er hatte also Muße und Gelegenheit, den Monarchen genau zu beobachten, da er, den Anwesenden fremd, in bescheidener Zurückgezogenheit stand, bis

an ihn die Reihe kommen werde. Wie sehr fand er den Kaiser verändert, seit er ihn zum letzten Male gesehen hatte! Wenn er daran dachte, wie der ritterliche Karl seinen Einzug in Metz gehalten, welchen Albrecht von Brandenburg mit seinen Franken eröffnet hatte, wie er an der Spitze seines Heeres beim Sturme von Ligny, bei der Belagerung von St. Dizier gewesen, damals so kräftig und nun in den wenigen Jahren wie sehr gealtert, von Krankheit gebeugt! Es stimmte ihn ernst und trübe.

Endlich wurde er bedeutet, dem Kaiser zu nahen. Nur der Reichskanzler Granvella und der Herzog von Alba standen noch bei ihm, sein Wink hatte sie zurückgehalten, alle anderen zur Audienz befohlenen Personen hatten das Gemach bereits verlassen, an dessen Thür in ehrfurchtsvoller Entfernung noch einige Herren vom Dienst und mehrere Edelknaben weilten. Diesmal schlug Wolf doch das männliche Herz in der Brust, bewegt von mächtigen Gefühlen, als er vor dem Kaiser sein Knie beugte. Der Monarch hieß ihn aufstehen und richtete sein tiefes Auge forschend auf ihn.

„Du heißest Wolf Schott —“ begann er. „Ich habe Dich zu Metz gesehen, als der Beichlingen

gerichtet werden sollte, den ich auf Deines Herrn Fürbitte begnadigt habe."

Die ganze Scene stand durch des Kaisers Wort geweckt plötzlich vor Wolf's Seele. Der junge Graf Christoph von Beichlingen, am Hofe Franz' des Ersten erzogen, und im französischen Kriegsdienst gegen seinen Kaiser, hatte dessen Gnade gesucht und freies Geleit zur Rückkehr nach Deutschland erlangt, das er aber verrätherisch benutzt hatte, um Kriegsvolk für Frankreich zu werben. Dabei gefangen und in Ketten nach Metz gebracht, wo eben der Kaiser weilte, sollte er nach richterlichem Spruch enthauptet werden. Schon war der Block bereit, ein Fähnlein Landsknechte hatte den Ring um denselben gebildet, der Henker stand mit dem Richtschwerte zur Hand, und der Verurtheilte kniete zur letzten Beichte vor dem Priester, als der Kaiser ihm Gnade verkünden ließ. Albrecht von Brandenburg hatte sie mit dringender Fürbitte, in Betracht der großen Jugend des Grafen, ausgewirkt, und Wolf Schott war im Gefolge seines Herrn gewesen, als der Kaiser sie ihm gewährt hatte.

Er verneigte sich tief, da sich Karl der Fünfte bei diesem Anlaß seiner erinnerte.

„Du hast Dich im Felde wacker gehalten bei

Comars und bei Ligny," fuhr der Kaiser gnädig fort, „und auch bei Vitry, als Dein Herr mit dem Herzoge von Ferrara im tiefen Thalgrunde in harte Bedrängniß gerathen war. Er hat mir Deinen Namen damals genannt und ich habe es gut geheißen, daß er Dir, so jung Du warst, schon den Ritterschlag ertheilte."

„Eure Kaiserliche Majestät machen mich sehr glücklich, jener unverdienten Ehre zu gedenken!"

„Warum hast Du Deinen Herrn verlassen?" fragte der Kaiser darauf ohne allen Eingang.

Die gerade Frage, welche kein Ausweichen erlaubte, setzte Wolf in Verlegenheit, welche sich auch in seinen Zügen malte, denn er hatte eben nicht gelernt, die Gefühle seines Innern unter einer stets gleichmüthigen Außenseite zu verbergen. Es wäre aber selbst einer solchen Kunst sehr schwer geworden, vor Augen, wie sie hier forschend auf ihm ruhten, das gewünschte Ziel zu erreichen. Wolf beherrschte sich schnell und erwiederte: „Mein gnädiger Herr, der Markgraf, begehrte meiner Dienste nicht länger, sonst würde ich nimmer von ihm gegangen sein."

„Du bist mit ihm vor Magdeburg gewesen — auch auf dem Fürstentage in Hessen?"

Wolf war betroffen, daß der Kaiser davon wußte, er verneinte aber einfach die letzte Frage.

„Dein Herr rüstet stark — ich hoffe: für meinen Dienst!" fuhr der Kaiser fort. „Weißt Du, wohin der Markgraf jetzt gereist ist?"

Der Franke senkte sein Auge, das bei dieser Frage den Blick des Kaisers nicht ertragen konnte, seine gebräunte Wange färbte sich tiefer: „Eure Kaiserliche Majestät wolle mir gnädigst gestatten," erwiederte er mit ungewisser Stimme, „über die Angelegenheiten meines Herrn nur so viel zu sprechen, wie es einem treuen Diener zusteht."

„Das ist eine löbliche Gesinnung," sagte der Kaiser. „Bleibe dabei, wem immer Du künftig einmal dienen wirst!" Er setzte noch einige gnädige Worte hinzu, welche bewiesen, daß er sogar die Aeußerungen, mit welchen einst Markgraf Albrecht in der Aufwallung seines kriegerischen Gefühls den Tapfern seinem Herrn und Kaiser vorgestellt, nicht vergessen hatte, und die kurze Audienz war vorüber. Wie hoch geehrt sich auch Wolf Schott dadurch sehen mußte, daß er vor das Antlitz der Majestät gerufen worden war, er nahm doch das Gefühl mit hinweg, daß man ihn nur über die Geheimnisse seines Herrn habe ausforschen wollen. Sein natürlicher Verstand hatte ihm

das gesagt, als er bei der letzten Frage des Kaisers, welche alle Absichtlichkeit durch ihre gerade Form auszuschließen schien, dem prüfenden Auge des Bischofs von Arras begegnet war. In seinem Herzen konnte er sich freuen, daß er fest geblieben war, und auch des Kaisers Anerkennung dieser Gesinnung that ihm wohl.

Der Kaiser sprach sich noch einmal beifällig gegen seine Räthe darüber aus, als Wolf entlassen worden war. Granvella stimmte bei, war jedoch der Ansicht, daß kein besonders gefährliches Geheimniß zu verbergen sei, und traute sich zu, bei der Offenheit und Ehrlichkeit des jungen Mannes, falls derselbe länger hier bleibe, bald genug Alles von ihm zu erfahren. Alba dagegen, seiner frühern Meinung treu, sah in der Zurückhaltung des Franken, welchem er übrigens seine Achtung nicht versagte, einen neuen Beweis, daß die Gefahren, vor denen er, wie die Königin von Ungarn, immerdar warnte, wirklich vorhanden seien. Der Kaiser hörte ihn, wie Granvella, schweigend an, aber im Geiste neigte er sich doch mehr dem Bischofe zu — es war, als verblende er sich absichtlich gegen die Zeichen, welche immer deutlicher wurden, als wolle er sich selbst nicht eingestehen, daß seine feine Staatskunst und seine unbeschränkte

Machtvollkommenheit endlich an die Grenze gelangt seien, an welcher sein tiefsinniger Wahlspruch plus ultra: „weiter!“ zu Schanden werden sollte.

Dem edlen Wolf Schott, Ritter, wie es in aller Form hieß, ging nach einigen Tagen der Antrag durch den Kanzler von Böhmen zu, im Dienste des Kaisers zu Innsbruck zu bleiben. Ob der Kaiser selbst den Wunsch geäußert, oder ob es ihm von anderer Seite vorgeschlagen und von ihm nur genehmigt worden, blieb zweifelhaft, daß aber der Kaiser damit einverstanden sei, konnte Heinrich von Plauen verbürgen. Abzulehnen, war nach dessen Ansicht ganz unmöglich, es nahm ihn daher Wunder, seinen jungen Freund, wie er ihn nannte, zaudern zu sehen. Wolf schwankte in der That, ob er dem ehrenvollen Antrage entsprechen, oder sich seine Freiheit wahren solle, im letztern Falle mußte er freilich Innsbruck augenblicklich verlassen und des Kaisers Gnade auf ewig für verscherzt ansehen. Der Kanzler des römischen Königs stellte ihm vor, welch' ein Unrecht er dadurch begehen werde, sowohl an der Sache, welcher er doch nach seiner vollen Ueberzeugung ergeben sei, als an sich selbst: an jener, weil hier allein der Ort sei, ihr nach Kräften zu dienen, und wo die Fremden immer übermächtiger würden,

auch zuweilen ein deutsches Wort für deutsches Recht an rechter Stelle hören zu lassen, an sich selbst aber, weil er doch über kurz oder lang gezwungen sein werde, sich in irgend eines Herrn Dienst zu begeben, oder gar Handgeld zu nehmen bei irgend einem Heerhaufen, was seiner, der die goldenen Sporen trage, nicht eben würdig.

„Nehmt's nicht für ungut, junger Freund, daß ich so aufrichtig mit Euch rede!“ setzte Heinrich von Plauen hinzu, als er an den zusammengezogenen Augenbrauen des Franken sah, daß ihn die letzten Worte verdrossen. „Ich meine es gut mit Euch, und es ist nun einmal so erbärmlich in der Welt bestellt, daß man auch daran denken muß, wie man leben kann. Nicht wahr, der Alte, der im Ueberflusse sitzt, wie Ihr meint, der hat gut reden — der dient aus freier Wahl und Neigung, und wirft mir meine Armuth vor! Ich kann mit Euch davon reden, denn Ihr habt Euch selbst Eurer Armuth gerühmt, daß Ihr die Gunst Eures Fürsten nicht benutzt habt, wo er doch mit vollen Händen um sich warf, wenn irgend er konnte! Ihr besitzt noch immer so viel von dem, was Ihr nicht gebraucht habt, daß Ihr Euch vor der Hand noch eine Weile durchhelfen könnt — gut! Aber Ihr seid ein Ritter und Kriegsmann, kein Pfand-

und Zinsleiher, so bedenkt, daß Ihr Euch bald werdet fragen müssen, wovon —"

„Ich erkenne die Wahrheit Eurer Gründe und auch, wie wohl sie gemeint sind, vollkommen an," versetzte Wolf, als der Kanzler inne hielt, als scheue er sich, seine Worte zu vollenden. „Aber diese letzte Frage und wenn ich sie mir schon morgen stellen müßte, würde mich niemals bestimmen. Trage ich die goldenen Sporen, so verwirke ich sie dadurch nicht, wenn ich sie für eine Zeitlang abschnalle und, dafern es keinen andern Ausweg giebt, als gemeiner Kriegsmann in Reih und Glied trete. Ich kenne Manchen von Adel, der das gethan, und mein Herr, der Markgraf, hat um seine Person Einen, dessen adelige Geburt er anerkannt und durch offenes Zeugniß neu bestätigt hat, und der doch als gemeiner Landsknecht sein ganzes Leben hindurch in fremden Ländern gedient hat. Kriegsdienst ist in jeder Stellung eine Ehre. Aber es ist ein Anderes mit dem, was Ihr gesagt, daß es wohl der Sache wegen, die ich für die rechte halte, gut sein möge, wenn ich mir einen Dienst wähle, wo ich ihr, so niedrig er auch sein mag, durch ein Wort zu guter Stunde einmal dienen kann. Nur laßt mir noch eine Weile Zeit, mich mit mir selbst zu berathen. Ich habe doch meine

Zweifel nach Allem, was ich hier gehört und gesehen, daß ich nicht freudigen Herzens gleich einschlagen kann. Es ist ein trauriges Ding, Herr Kanzler, daß man ehrlich nicht auszusprechen vermag — hier ist das Recht, dort das Unrecht."

„Ist es denn anders in der ganzen Welt, junger Freund? Darum ist sie unvollkommen! Es handelt sich nur um das Mehr oder Weniger! Schuld tragen wir Alle. Besinnt Euch also nicht. Sagt selbst, ob es sich schicken würde, Bedenkzeit zu fordern! Dann würde Euch statt der Antwort sogleich ein anderer Bescheid werden, den Ihr doch nicht wünschen könnt. Ich muß ein klares Ja oder Nein haben."

„Nun dann in Gottes Namen, Ja!" sagte Wolf Schott, und schlug in die ihm dargereichte Hand ein.

„Ich nehme diesen Handschlag im Namen des Kaisers an," sprach der Kanzler. „Ihr gehört zu den Edelleuten des kaiserlichen Gefolges, ohne dem Hofstaat und somit dem Haushofmeister zugetheilt zu sein. Doch rathe ich Euch immerhin, Euch den Herrn von Montfalconet, so heißt er: Philibert de la Baume, zu befreunden, er ist ein heiterer Mann, leicht zugänglich und, wie man sagt, des Kaisers Liebling. Seht besonders den Adrian

a Sylva, oder wie er eigentlich genannt wird, Dubois, den Kammerdiener Seiner Majestät, nicht über die Achseln an, er ist eine gar wichtige Person am Hofe; alle Schreiben und Papiere, welche der Kaiser an seine Räthe sendet oder von ihnen empfängt, werden von Dubois bestellt, weil — er selbst weder schreiben, noch lesen kann, sonst aber auch treu und verschwiegen ist, gewandt und umsichtig in allen Dingen, so daß ihm der Kaiser sein unbedingtes Vertrauen schenkt, vielleicht mehr, als sonst einem Menschen.“ So gab Heinrich von Plauen seinem Schützling noch allerlei nützliche Rathschläge.

„Ich hoffe,“ schloß er, „daß Euer Glück hier begründet wird. Eins nur lernet: den Grund Eurer Seele klug bewahren, daß nicht jedes fremde Auge mit dem ersten Blick bis hinab sehen kann.“

Wolf war sich dieser Durchsichtigkeit seines Innern, weil sie ihm ganz eigen und natürlich war, nicht bewußt, fand auch keinen Nachtheil darin, doch versprach er, vorsichtig zu sein. Da er übrigens nicht zu den Edelleuten des Hauses gehörte, welche bei Tafel und anderm Hofceremoniell dienen mußten, sondern zu denen des gewaffneten Gefolges, glaubte er weniger Gefahr

zu laufen, durch seine deutsche Freimüthigkeit gegen die herrschende spanische Sitte zu verstoßen.

„Ich werde mich morgen oder übermorgen von der Königin von Ungarn verabschieden," sagte Heinrich von Plauen, ehe er sich von Wolf trennte. „Es wird nöthig sein, daß Ihr Euch, nachdem Ihr den Dienst angenommen habt, unverzüglich bei dem Herzog Alba meldet, welcher die Stelle des Großhofmeisters oder Patrons des Hofes bekleidet, und dann freilich auch bei beiden Haushofmeistern, dem la Baume, wie ich Euch gesagt, und dem Lara — obgleich Ihr nicht eigentlich unter diesen steht; weiters werdet Ihr Euch bekannt machen dem Oberstallmeister Andelot, an welchem Ihr einen tapfern Ritter kennen lernen sollt, der schon mit bei Pavia gegen König Franz von Frankreich gekämpft hat — wie es endlich klug sein wird, Euch den Genossen einzeln vorzustellen, unter welche Ihr aufgenommen werdet. Manchen kennt Ihr vielleicht schon aus dem Feldzuge her, den Ihr mit Eurem Markgrafen unter den Augen des Kaisers vor wenigen Jahren mitgemacht. Aber Ihr müßt auch der Königin von Ungarn, welche so gnädig gegen Euch gewesen ist, Eure Aufwartung erneuern, und wenn es Euch lieber ist, wiederum mit mir, wenn ich mich be-

urlaube, dort zu erscheinen, so werde ich Euch von der Zeit und Stunde benachrichtigen lassen."

Wolf nahm das gern an; die übrigen Verhaltungsregeln, welche ihm ein unabsehbares Labyrinth spanischer Hofetikette zu eröffnen schienen, befriedigten ihn weniger, doch tröstete er sich damit, daß er nicht darum gebeten, in den kaiserlichen Dienst aufgenommen zu werden, sondern daß er ihm angetragen worden sei — wenn er also auch seine gerade deutsche Natur nicht gegen wälsche Geschmeidigkeit umtauschen könne, und dadurch vielleicht unter den Höflingen manchen Anstoß gebe, so werde er sich darüber nicht viel grämen. Mit seinen Meldungen wartete er, bis er glaubte, daß die betreffenden Herren nicht mehr dadurch überrascht würden. Herzog Alba, dem er zum ersten Male in persönlicher Angelegenheit nahte, hatte für ihn — man mochte in Deutschland über ihn denken, wie man wollte — in seiner ganzen Erscheinung etwas Achtunggebietendes, für ein offenes Kriegerherz sogar etwas Fesselndes. Hier war ein voller, echter Spanier mit all' seinem Stolz und seiner unbeugsamen Geisteskraft, durchdrungen von der Hoheit seiner Nation, welcher die Herrschaft der Welt gebühre, ein ruhmgekrönter Feld-

herr, der sich die Anerkennung, welche ihm in früheren Jahren lange vorenthalten worden, erst durch seine Thaten erkämpft hatte. Die Nachtseiten seines Charakters, welche ihn zu einem Fluch eines von ihm zu Boden getretenen Volkes gemacht haben, waren zu jener Zeit noch nicht aller Welt sichtbar geworden, und Wolf Schott ahnte sie nur aus einzelnen Zügen, die von Mund zu Mund gehend auch zu ihm gedrungen waren. Der Herzog empfing ihn würdig, nach seiner Weise freundlich, aber doch wie ein Gebieter den Untergebenen. Er hatte wiederum ein Paar Worte für ihn, welche die Rüstungen des Markgrafen von Brandenburg betrafen, und ließ eine Aeußerung fallen, daß die Nachbarn seines frühern Herrn, besonders die gesegneten Stiftlande, sich leicht von ihm Uebles versehen könnten. Als Wolf darauf nichts erwiederte, wurde er von dem Herzoge mit der Weisung entlassen, sich für etwaige besondere Dienste, zu denen er berufen würde, bereit zu halten. Es klang fast, als seien diese schon zur Hand. Die übrigen Meldungen folgten schnell, und als ihn der Kanzler von Böhmen auffordern ließ, sich zu einer Stunde, die er zugleich bestimmte, in den Gemächern der Königin von Ungarn einzufinden, konnte er sagen, daß damit sein Rundgang am

Hofe beendigt sein werde. Dann so viel Freiheit im neuen Dienste, als er sich zu schaffen vermöge!

Es gab an deutschen Fürstenhöfen in jener Zeit eine gewisse Stunde am Tage, wo die Frauen und Fräulein, versammelt unter der Obhut der Oberhofmeisterin, die Gesellschaft von Cavalieren genießen durften, während sonst die Sitte beide Geschlechter ziemlich streng gesondert hielt, und nur bei Banketten, Familienfesten oder anderen, immer jedoch seltenen Lustbarkeiten vereinigte. Diese Sitte galt zwar auch in anderen, selbst südlichen Landschaften, aber dort wurde sie vielfach umgangen, und artete dann um so sinnlicher und üppiger aus. Am burgundischen Hofe hatte, wie schon früher bemerkt, seit der Zeit der letzten Herzoge aus dem französischen Königsgeschlechte der Valois mehr Freiheit geherrscht, als an den deutschen Fürstenhöfen. Die Sittengeschichte weiß von den glänzenden Festen zu Brüssel, wie sie besonders Karl's des Kühnen Vater liebte, von ihren prächtigen und grotesken, nicht immer züchtigen Schaustellungen wunderbare Dinge zu berichten. Auch die ersten Habsburger, nachdem das reiche Erbe mit Karl's Tochter Maria an den ritterlichen Max, und dann auf Beider Sohn, Philipp den Schönen, übergegangen war, hatten die heitere

Sitte, der sie selbst hold waren, nicht beeinträchtigt, und erst, als Karl der Fünfte von seinem Niederland, wie lieb er es auch hatte, nach Spanien sich gewendet und dort ein Spanier bis in den Grund seines Herzens hinein geworden war, hatte sich spanische Hofsitte nach allen Landen hin verbreitet, welche unter seiner Botmäßigkeit oder seinem Einflusse standen, auch nach den Niederlanden. Aber sie hatte hier doch nicht so tief Wurzel schlagen können, wie anderwärts, und die hochsinnige Frau, welche Karl später als Statthalterin eingesetzt, war nicht geneigt gewesen, die alte Lebenslust, die sich immer wieder in Flandern und Brabant regte, in strenge Fesseln zu schlagen. So waren zwar auch an ihrem Hofe die Stunden geselliger Unterhaltung, in welchen den Cavalieren der Zutritt offen stand, bestimmt, aber sie dehnten sich zuweilen ungehindert länger aus, als an den Höfen deutscher Fürsten üblich war.

Wolf Schott fand sich pünktlich ein, wie ihn der Kanzler von Böhmen beschieden hatte. Als er ein Vorzimmer betrat, wo eben nur zwei Edelknaben anwesend waren, kam ihm aus einer andern Thür rasch eine junge Dame entgegen, welche bei seinem Anblick ein wenig stutzte, dann aber, seinen ehrerbietigen Gruß leicht erwiedernd, an

ihm vorüber eilte. Er hatte sie gleich wieder erkannt, an dem röthlichen Haar und der kleinen, zierlichen Gestalt! es war dieselbe, deren Auge ihn so wunderbar an ein anderes in seiner fernen Heimath erinnert hatte — ihren Namen wußte er noch heut nicht und hatte auch nicht danach gefragt. Als sie eben, ohne aufzublicken, an ihm vorüber geeilt war, hörte er ein leichtes Klirren, wie von einem fallenden Gegenstande, er wandte sich um und sah die beiden Edelknaben herbei springen: dicht hinter ihm lag eine kleine Tasche, welche das Fräulein wohl, wie es üblich, am Gürtel getragen und eben verloren hatte, er hob sie rasch auf, ehe die Edelknaben sich ihrer bemeistern konnten, und überreichte sie ihr, die sich schon selbst danach bückte. „Ich danke Euch!" sagte sie mit einem hart klingendem, norddeutschen Ausdruck, und ein Lächeln belebte einen Moment ihre kalten Züge. Sie hob ihr leuchtendes, blaues Auge flüchtig zu dem hochgewachsenen Fremden, als wolle sie sehen, wer ihr den kleinen Dienst geleistet, da sie ihn vorher kaum eines Blickes gewürdigt hatte, dann setzte sie ihren Weg fort, denn sie hatte in ihrem eigenen Gemach etwas vergessen. Wiederum war Schott von der Aehnlichkeit überrascht, welche dies Auge mit dem seiner

Muhme Agnes hatte, aber wie verschieden waren Beide sonst, wenn er nur den innigen, gemüthvollen Klang in der Stimme seiner Agnes mit dem harten Tone verglich, der eben sein Ohr berührt hatte. Seiner Agnes? Durfte er sie, auch in Gedanken nur, so nennen? Ueber sich selbst betroffen, ging er der Thür zu, welche einer der Edelknaben vor ihm öffnete, und fand im nächsten Zimmer schon mit mehreren Herren im Gespräch seinen Gönner, den Kanzler. Dieser begrüßte ihn, sagte ihm in aller Eile, daß zu seiner Freude überall gut von dem neuen Edelmann des Hauses gesprochen werde, und begab sich dann, als eben die Thüren nach dem Versammlungszimmer aufgethan wurden, mit ihm in den Kreis, der noch die Königin erwartete.

Es war heut eine zahlreiche und glänzende Versammlung. Nicht blos die Damen, welche zum Hofstaat der Königin von Ungarn gehörten, hatten sich hier, wie täglich, eingefunden, sondern auch viele Frauen und Töchter des Adels von Tirol, der trotz der Winterkälte von seinen Landsitzen in die Hauptstadt gekommen war, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu beweisen. Da konnte ein unbefangenes Auge viel Betrachtungen anstellen. Wolf ließ seinen Blick ruhig über die Damen schweifen,

als ihn Heinrich von Plauen aufmerksam machte, welch' ein kerngesundes und schönes Geschlecht doch diese Töchter der Alpen seien. Sie standen noch in Gruppen und unterhielten sich wohl leise mit einander, aber bei jedem Geräusch richteten Alle ihre Blicke nach der entgegengesetzten Thür. Auch die Herren hielten sich noch zurück, denn die Königin fehlte noch immer, obgleich ihre Oberhofmeisterin und ihre anderen Damen, bis auf zwei, schon zugegen waren. Durch den Kreis schlüpfte jetzt eine der Letzteren, welche man bisher vermißt hatte. —

„Wollt Ihr bei der Königin auch eine gute Statt finden, Wolf," raunte der Kanzler von Böhmen seinem Begleiter zu, „so sucht die Protection dieses kleinen Fräuleins zu gewinnen. Sie ist der Liebling der Königin, wie mir gesagt worden."

„Ich strebe nicht nach so hoher Gunst, Herr Kanzler," antwortete Wolf, der das junge Mädchen, das schnell genug zurückgekehrt war, gleich bemerkt hatte, als die goldschimmernden Flechten blitzartig von einem Sonnenblick, der sie durch das Fenster traf, aufleuchteten.

„Ihr laßt Euch die Gunst lieber entgegen tragen?" fragte Heinrich von Plauen scherzend. „Nun

für jeden Fall empfehle ich Euch das Rothköpfchen —" er sagte das Wort sehr leise und sah sich um, ob es auch Jemand hören könne — „nicht zu vernachlässigen; es wäre wohl fähig, Euch in einer oder der andern Beziehung einen guten Dienst zu erweisen. Ueberdem ist sie auch aus einem brandenburgischen Lande gebürtig, wie Ihr."

Wolf, davon interessirt, fragte und erhielt Auskunft, daß sie ein Fräulein von Schierstädt und aus der Mark Brandenburg sei, wie sie aber in den Dienst der Königin von Ungarn gekommen, sagte der Kanzler nicht.

„Ich brauche Euch nicht erst darauf aufmerksam zu machen," fuhr dieser dann fort, „welche Anknüpfungspunkte Ihr in diesem Umstande finden, und wie Ihr vielleicht für Euren gewesenen Herrn, der ein Vetter des Kurfürsten von Brandenburg ist, für welchen die kleine Schierstädt noch immer —"

Hier wurde er durch die allgemeine Bewegung in der Versammlung unterbrochen, welche die Ankunft der Königin verkündete. Der Hofmeister hatte das Zeichen gegeben, es bildete sich ein weiter Kreis, die Thüren öffneten sich und Maria von Ungarn erschien, heut von einer einzigen Dame begleitet. Die übrigen, unter der Obhut der Gräfin

Rossi, waren ihr bereits vorausgegangen und schlossen sich jetzt der Gebieterin an, welche die Versammlung mit ihrer gewohnten Huld und Freundlichkeit grüßte und sich bald, nachdem sie hier und dort, wohin sie ihren Schritt richtete, zu einzelnen Frauen oder Cavalieren ein Paar Worte gesprochen, auf den für sie bereiteten Sessel niederließ. Dadurch war das Zeichen gegeben, daß auch alle Damen sich setzten, hier ohne eine bestimmte Rangordnung, welche an dem eigenen Hofe der Königin sonst doch aufrecht erhalten wurde. Jetzt konnte eine freiere Unterhaltung eintreten, während der dienstthuende Kämmerling diejenigen Personen, welche die Königin zu sprechen wünschte, nach und nach auf ihren Befehl zu ihr beschied.

Auch der Bischof von Arras hatte sich eingefunden. Er war oft in diesem Kreise; die Frauen zeichneten ihn aus, fühlten sich hochgeehrt, wenn der geistreiche Mann, dessen Unterhaltung stets anziehend war, sich ihnen eine längere Zeit widmete. Heut nahte er, einer der Ersten, dem Sessel der Königin, er allein unaufgefordert. Seinem scharfblickenden Auge war die leichte Wolke nicht entgangen, welche zwischen den schönen Brauen Maria's schwebte, obwohl ihr Antlitz lächelte und ihr Mund viel gnädige Worte hatte, als sei sie in

der zufriedensten Stimmung. Auch war er ihrem Blicke schon begegnet, als suche ihn derselbe, sie hatte zwar bei ihrem Eintritt bereits mit ihm gesprochen, aber nur in der unmittelbaren Nähe Anderer, wo sie ihm nicht sagen konnte, was sie ihm vielleicht mittheilen wollte. Er nahte ihr daher unbefangen, und als sie einige gleichgültige Reden mit ihm gewechselt und sich überzeugt hatte, daß einen Moment die Aufmerksamkeit wenigstens der Nächsten nicht auf sie gerichtet war, sagte sie schnell und leise, mit vollkommen beherrschtem Ausdruck ihres Gesichts: „Er kommt nicht!"

Es bedurfte keiner Erklärung, Granvella verstand sogleich, wer gemeint sei, und begriff nun auch, warum die Königin heut die Versammlung so lange hatte warten lassen, was sonst gar nicht in ihrer Art lag. Gewiß war sie bei ihrem kaiserlichen Bruder gewesen, von welchem sie diese wichtige Mittheilung erhalten hatte, und es war ihr dann einige Frist nöthig geworden, um sich erst wieder zu fassen, damit sie klaren Angesichts vor den Gästen erscheinen konnte. Der Bischof hatte keine Zeit, auf ihr schnelles Wort etwas zu erwiedern, denn sie sprach gleich laut von anderen Dingen, als wolle sie an dieser Stelle jede gefährliche Erörterung abschneiden, und ohne den Bischof

zu entlassen, winkte sie bald den Kämmerer herbei und gab ihm den Befehl, den Oberst-Burggrafen von Böhmen, ihres jüngern Bruders Kanzler, zu ihr zu bescheiden. Auch zu Heinrich von Plauen hatte sie schon im Vorübergehen ein Paar Worte gesprochen, sie wollte ihm aber noch mehr sagen und ihn vor seiner Abreise noch einmal sehen — mochte er diese auf ihre Verantwortung einen Tag oder zwei verschieben. Der Kämmerer rief den Burggrafen ab, als er eben seinen Schützling, wie er es für nöthig hielt, der Oberhofmeisterin, Gräfin Lucretia Rossi, und den übrigen Damen der Königin vorgestellt hatte. Er überließ Wolf hier seiner eigenen Geschicklichkeit, wie er sich wieder mit Anstand frei machen konnte, und gehorchte dem ihm überbrachten Befehle.

Die Gräfin fand in dem befremdlichen Umstande, daß ein Deutscher, der sich noch niemals am Hofe blicken lassen, bei seiner ersten Erscheinung gleich unter die Edelleute des Kaisers aufgenommen worden war, einen Anlaß, den jungen Mann mit kritischen Blicken zu prüfen, deren sie ihn sonst, da er ein Deutscher war, wohl nicht für würdig erachtet hätte. Aber so streng sie ihn musterte, er fand Gnade vor ihren Augen. Schon daß er in so jungen Jahren Ritter war, was der

Kanzler von Böhmen bei seiner Vorstellung besonders betont hatte, gab ihm eine gewisse Bedeutung; indessen war es hauptsächlich sein Benehmen, das der Frau Oberhofmeisterin einige Achtung einflößte. Eine solche Ruhe ihr gegenüber war ihr an einem Neulinge bei Hofe noch nicht vorgekommen. Sie richtete deshalb auch mehr Fragen an ihn, als sie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegte, und was noch mehr war, sie wartete sogar zweimal seine Antwort ab und schien auf dieselbe zu hören.

Dorothea Schierstädt machte diese Bemerkung, als sie, neben der Gräfin stehend, gesenkten Blickes auf das kurze Gespräch achtete. Ihre Freundin dagegen, Florentia von Honste, hatte ihre großen, hellblauen Augen unverwandt, da sie sich etwas zurückhielt, und Niemand es bemerken konnte, auf den Phönix gerichtet, der nun doch hier eingefangen war, und sie freute sich, ihn öfter sehen und sich vielleicht auch mit ihm unterhalten zu können, da er in Damengesellschaft durchaus nicht scheu oder blöde erschien. Als die Gräfin Rossi das Füllhorn ihrer Gnade über ihn geleert hatte, und sie nun erwartete, daß er geziementlich zurücktreten werde, wandte er sich zu ihrem Erstaunen ohne alle Verlegenheit sogleich an das Fräulein von

Schierstädt, und erlaubte sich dieser zu eröffnen, daß er von ihrer Heimath wisse und dort vor einigen Jahren in einer Sendung seines frühern Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, gewesen sei.

„Beim Kurfürsten?“ fragte sie, indem sie, von dieser Rede angesprochen, zu ihm aufblickte.

Er zögerte einen Moment mit der Antwort, als setze ihn dieser Aufblick in Verlegenheit, doch gab er dann um so fester Bescheid. Er setzte hinzu, daß zwischen dem Kurfürsten Joachim und seinem Herrn, wie verschieden sie auch im Alter, ein höchst freundliches Einvernehmen bestanden habe, und erwähnte der Vermählungsfeierlichkeiten, als der junge Markgraf Johann Georg seine fürstliche Muhme Sabine aus Ansbach heimgeführt, bei welcher Gelegenheit sein Herr, welcher den Reichstag zu Augsburg mit kaiserlichem Urlaub auf einige Zeit verlassen, die Fastnacht gar fröhlich mit dem Kurfürsten und seinen Verwandten aus der Mark Brandenburg genossen habe.

„Wie hat es Euch in der Mark gefallen?“ fragte Dorothea, indem sie auf seine frühere Mittheilung, welche allein für sie Interesse hatte, zurückkam.

„Die Berge haben mir gefehlt — sonst habe ich dort viel Schönes gesehen,“ erwiederte er.

„Viel Sand und Wald, sagt lieber, und harte Menschen, denen die feinen, fränkischen Sitten fehlen, noch immer so, wie zur Zeit, als der erste Hohenzoller aus Eurer Heimath in die Mark kam!“ Dorothea sprach diese Worte rasch, so daß ihr norddeutscher Dialekt, den sie sonst schon einigermaßen zu beherrschen gelernt hatte, von Neuem stärker anklang. Auch das Lächeln, das unter ihren Genossinnen gefürchtet und selbst gegen die gestrenge Frau Oberhofmeisterin nicht ohne Wirkung war, trat wieder auf ihren Lippen hervor.

„Kräftige Menschen, edles Fräulein!“ versetzte Wolf. „Durch den Kampf von Jahrhunderten gestählt, und vom langen Frieden, den ihnen unsere Hohenzollern gebracht, nicht verweichlicht —“

Diese ernste Wendung sollte das Gespräch nicht nehmen. Auch währte es vielleicht mit einem Fremden, welchen das Fräulein eben erst kennen gelernt, schon zu lange. Sie brach es mit einem leichten Danke für seine gute Meinung von ihren Landsleuten ab und wandte sich einem andern Cavalier zu, welcher sich schon eine Weile genähert hatte und ungeduldig darauf zu warten schien, sie anzureden. Es war ein niederländischer Edel=

mann von hagerer, kaum mittelgroßer Gestalt, mit einem strengen Gesicht, das aber, als Dorothea von Schierstädt ihm das Wort gönnte, sich auffallend zu freundlicherm Aussehen verwandelte. Selbst einem oberflächlichen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß der Niederländer für die junge Dame aus der Mark Brandenburg ein besonderes Interesse hegte, er gab sich auch gar keine Mühe, dasselbe zu verbergen. Während er mit ihr sprach, fand es doch Wolf Schott angemessen, auch an die anderen Fräulein der Königin, denen er im Allgemeinen vorgestellt war, einige Worte der Artigkeit zu richten: es waren, wie schon bemerkt, außer der Schierstädt nur die junge Gräfin Margaretha von Waldeck und Florentia von Honste. Die Letztere nahm seine Rede in ihrer gutmüthigen Weise sehr freundlich auf, Gräfin Margaretha dagegen hatte schon mehr vom spanischen Ceremoniell angenommen, und antwortete ihm nur kurz mit unbewegt kaltem Angesicht. Er zog sich dann mit freiem Anstande, wie es ihm selbst sein Gönner nicht zugetraut hätte, aus der Reihe hinter den Stühlen der Damen zurück, wo schon Andere warteten, sich ihnen zu nähern. Im Weitergehen streifte sein Blick noch einmal über die Gruppe, die er eben verlassen hatte, und sah, wie die Mär-

kerin noch immer halb zur Seite gewandt dem hagern Niederländer zuhörte, welcher lebhaft zu ihr sprach; sein Auge war scharf, er konnte das spöttische Lächeln, das sie auch gegen ihn gezeigt und das ihm nicht gefallen hatte, deutlich wahrnehmen. Neben ihm stand auch ein Niederländer, welcher gleich ihm zu den Edelleuten des Kaisers gehörte und ihm, als er sich Allen als neuer Genoß vorgestellt, besonders freundlich entgegengekommen war. „Wie heißt der Cavalier,“ fragte er ihn, „welcher so angelegentlich mit dem Fräulein von Schierstädt spricht — wenn Ihr die kleine blonde Dame dort drüben kennt?“

„Hochblond, ja, und noch mehr, aber reizend! Nehmt Euch in Acht vor ihr — sie sticht wie eine Wespe!“ erwiederte der Niederländer lachend. „Meinem armen Landsmanne hat sie's angethan: es ist der Graf Tilly oder, wenn Ihr seinen vollen Namen wissen wollt: Martin Graf Serclaes von Tilly, Erb-Seneschall von Namur.“

„Einem so hochgeborenen Manne werden wohl keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn er eine Verbindung sucht,“ bemerkte Wolf ruhig.

„Wer weiß!“ erwiederte der Andere. „Die Kleine hat ihr rothgoldenes Köpfchen für sich und

steht in hohen Gnaden bei unserer Frau Statthalterin, welche sie wohl nicht zwingen würde, wenn ihr der hochgeborenste Mann nicht gefiele. Die Königin liebt die Kleine, weil deren Vater Hofmarschall bei ihrem verstorbenen Gemahl gewesen ist. Sie hält dessen Andenken in jeder Beziehung hoch und Alles, was damit in Beziehung steht, ist ihr werth."

So hatte Wolf die Erklärung ungesucht erhalten, um welche er den Kanzler Heinrich von Plauen hatte fragen wollen. Dieser kam jetzt, nachdem er von der Königin den Wunsch, ihn nochmals vor seiner Abreise zu sprechen, vernommen hatte, wieder in Wolf's Nähe, theilte ihm mit, daß er noch nicht abreisen werde, und fragte ihn dann, ob er bereits einen Fuß auf die Staffel gesetzt, die er ihm empfohlen habe. Wolf ging auf den Scherz ein und erwiederte, daß er auch schon einige Nachrichten über die Verhältnisse erhalten, welchen das so einflußreiche Fräulein ihre Macht bei der Königin verdanke. — „Gewiß!" sagte der Kanzler. „Das ist ganz richtig. Mainhard von Schierstädt, ihr Vater, war Hofmarschall Ludwig's des Zweiten von Ungarn und Böhmen bis zu dessen unglücklichem Ende, er ist aber nun todt und die Mutter auch, eine geborene von Gersdorff, von

welcher das Töchterlein außer dem Namen Dorothea, wie die Mutter auch hieß, noch das Haar hat, nur daß es bei der Mutter noch feuriger war und im Dunkeln leuchtete."

„Das Fräulein ist also eine Waise!" sprach Wolf mit Antheil, der aber mehr aus der Gedankenverbindung entsprang, welchen Dorothea nun einmal bei erster Begegnung durch ihre Augen in ihm angeregt hatte.

„Sie hat eine zweite Mutter gefunden, sorgt nicht um sie," erwiederte Heinrich von Plauen. „Auch hat sie einen festen Sinn, die echte märkische Art, und wird sich schon durch die Welt helfen."

Wolf hörte so viel von Dorothea Schierstädt, was sie von gewöhnlichen Jungfrauen unterschied, daß es kein Wunder war, wenn er für sie schon jetzt ein gewisses Interesse gewann. Der Kanzler hatte noch mit manchem Andern in der Versammlung zu reden und verließ ihn; er stand nun ganz allein, da er sich nicht veranlaßt fühlte, fremd wie er noch war, sich Gruppen anzuschließen, in denen er fast Niemand kannte. Um so mehr aber wurde seine vortheilhafte Persönlichkeit bemerkt.

„Ich werde doch noch triumphiren!“ flüsterte Florentia von Honste ihrer Freundin zu, als sie einem Blicke von Dorothea, als diese sich ganz unbemerkt glaubte, gefolgt war. „Das hast Du noch nie gethan!“

„Ich bekenne mich schon überwunden! Setze mir den Fuß auf den Nacken!“ erwiederte Dorothea mit ihrem schärfsten Tone der Verspottung.

„Pfui, wie häßlich!“ entgegnete Florentia. „Willst Du mir läugnen —?“

Die Schierstädt brachte sie durch einen stummen Blick zum Schweigen und sagte dann in dem vorigen Tone: „Schau hin, Florence! Der Graf von Tilly sucht ihn auf, es giebt einen Zweikampf auf Tod und Leben!“

Das kurze, leise Zwiegespräch der Freundinnen inmitten der lebhaften Gesellschaft wurde gleich wieder gestört. Diesmal war es der Mächtigste, wenn auch nicht der Vornehmste in der ganzen Versammlung, welcher sich den Damen der Königin wieder nahte: der Bischof von Arras. Er unterhielt sich gern mit Dorothea von Schierstädt, deren scharfsinnige Antworten ihm Freude machten; sie in Verlegenheit zu setzen durch seine feinsten, oft im Geiste spanischer Romantik gehaltenen

Wendungen war ihm noch nie gelungen. Auch heut gelang es ihm nicht, ja es schien, als sei sie heut noch besser gewaffnet, als sonst, sogar zum Angriff. Jedenfalls mochte der Erb-Seneschall von Namur, wenn er zur Erfüllung seiner so offen zur Schau getragenen Wünsche gelangte, sich darauf gefaßt machen, daß er kein girrendes Täubchen, sondern eher eine Kriegerjungfrau aus alter Heldensage gewonnen habe, mit der er kämpfen mußte, vielleicht sein Lebelang. Wie streng und tapfer auch Martin von Tilly war, der kleinen Dorothea Schierstädt war er doch nicht gewachsen — wenn sie ihn nicht liebte! Und konnte dies kalte, nur vom scharfen Verstande geleitete Gemüth überhaupt lieben? Der welterfahrene Prälat verneinte die Frage keineswegs, aber der rechte Mann mußte es sein, und der war für sie der Graf von Tilly nicht!

Als die Königin aufbrach, schlossen sich ihre Damen ihr an; für die übrige Gesellschaft war es ein Zeichen, sich auch zu trennen, doch geschah dies nicht unverzüglich, denn Viele, welchen die Anwesenheit der Majestät einen gewissen Zwang auferlegt hatte, wollten noch mit Bekannten reden, und das fröhliche Tiroler Blut, das nicht blos den armen Hirten und Jägern des Alpenvolks

eigen ist, sondern auch in den Adern seines wackern Adels pulsirt, äußerte sich in manchem gesunden Witz und heiterm Gelächter. Wolf Schott hätte seine Freude daran haben können, er hatte das Zimmer aber gleich nach der Königin verlassen.

Fünftes Kapitel.

„Er kommt nicht!" hatte Maria von Ungarn leise zu dem Reichskanzler Granvella gesagt, der sie schnell verstanden, daß sie keinen Andern meinen könne, als den Kurfürsten Moritz von Sachsen. Alle Hoffnung war ja auf dessen Ankunft gesetzt, bei welcher es dem Kaiser leicht gelingen werde, sich mit ihm zu verständigen — wo nicht? nun, die Königin hatte ja deutlich genug ihre Ansicht durchschimmern lassen, was dann geschehen müsse. Freilich mochte der Kurfürst auch ähnliche Gedanken haben, denn es waren ihm mancherlei Andeutungen zugekommen, was zu Innsbruck seiner harre. Darum hatte auch unter seinen Abgesandten, hier und zu Trient, wohin er selbst Me-

landchthon veranlaßt, sich wenigstens auf den Weg zu machen, das Wort „freies Geleit" sich vernehmen lassen und war bis vor den Kaiser gekommen, aber da es der Kurfürst nicht ausdrücklich verlangt hatte, nahm der Kaiser Anstand, es ihm anzubieten: es wäre ja ein halbes Eingeständniß gewesen, daß man doch an feindselige Maßregeln gedacht habe. Auch mochten vielleicht Diejenigen, welche solchen gegen den Abtrünnigen, wie sie schon insgeheim den Kurfürsten nannten, nicht abgeneigt waren, dem Kaiser vorgestellt haben, daß er sich auf keine Weise die Hände binden dürfe, da sie nicht von ihm erwarten konnten, daß er ein gegebenes Wort, wie einst der Luxemburger Siegmund dem Huß, brechen werde. So hatte Kurfürst Moritz, des Kaisers würdiger Schüler in der Staatskunst, eine neue Entschuldigung melden lassen, daß er noch immer verhindert sei, die Reise nach Innsbruck anzutreten, und die Königin Maria, als sie kurz vor ihrer Erscheinung im „Frauenzimmer" bei ihrem kaiserlichen Bruder davon gehört, war zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Treulose nur ein Spiel mit seinem Herrn treibe, um ihn hinzuhalten und Zeit für seine verbrecherischen Pläne zu gewinnen. Sie hatte diese Ueberzeugung ausgesprochen, ohne jedoch den Kaiser, der noch

immer auf die Bande der Dankbarkeit und des Interesses vertraute, welche Moritz an ihn fesselten, ihrer Meinung zugänglich machen zu können, und das war es eben, was sie aufgeregt hatte, so daß sie all' ihre Seelenkraft aufbieten mußte, um in gewohnter ruhiger Haltung vor den vielen Augen, welche alle auf sie gerichtet waren, zu erscheinen.

Der Kaiser blieb aber auch einer andern Ueberzeugung unzugänglich. Er hatte sich durch den Sieg im schmalkaldischen Kriege und den Reichstag von Augsburg, den man den geharnischten genannt, auf dem Gipfel seiner Macht gesehen, und diese nun für alle Zeit großartig und unantastbar, wie die seines erhabenen Vorgängers Karl's des Großen, der zuerst das römische Kaiserthum seit dem Sturze durch Odoaker wieder aufgerichtet, begründen wollen. Daß er hierin bei den deutschen Fürsten und Städten, welche auf ihre Freiheiten in weltlichen und geistlichen Dingen eifersüchtig hielten, auf Widerstand stoßen würde, hatte er wohl erwartet, aber es war ihm, bei der Zerrissenheit und Uneinigkeit Deutschlands, bisher wohl gelungen, diesen Widerstand, der sich nicht über ohnmächtigen Einspruch erhob, zu entkräften. Sollte er nun, da endlich drohende Zeichen zu

verkünden schienen, daß man wirklich zu Thaten entschlossen sei, auf einmal von der Bahn, welche er sich vorgezeichnet hatte, einlenken, dem Andrängen, welches sich auffallender Weise zu einer und derselben Stunde massenhaft auf einen Punkt, die Freilassung des gefangenen Landgrafen von Hessen, gerichtet, nachgeben — nachgeben den Vasallen zum ersten Male während seines ganzen kaiserlichen Regiments? Moritz von Sachsen, der seinen Herrn so genau kannte, hatte, wie wir schon angedeutet haben, darauf nimmer gerechnet, sondern jedenfalls diesen großartigen Sturm von Bittschreiben nur veranlaßt, um sich vor der Welt zu rechtfertigen, daß er nichts unversucht gelassen, ehe er zu dem letzten verzweifelten Mittel geschritten sei, das Schwert gegen das Reichsoberhaupt zu ziehen und, weil die Bundesfürsten gegen dessen Macht zu schwach, zugleich die hülfreiche Hand des Fremden zu ergreifen. Denn die öffentliche Meinung, von der in unseren Tagen so viel die Rede ist, hat nicht erst von heut oder gestern ihre Gewalt, sie ist zu allen Zeiten mächtig gewesen, und wer irgend etwas Besonderes, das über die gewohnten und geheiligten Begriffe von Recht und Pflicht hinwegging, zu unternehmen gedachte, hat eifrig um ihre Gunst gebuhlt. Wäre diese nur

immer dem Würdigen zu Theil geworden! — Der Kaiser glaubte allerdings noch immer nicht, daß die Zeichen, die er wie Wetterwolken am Himmel aufsteigen sah, zu ernstlichen Thaten führen würden: theils hielt er Moritz eines solchen Undanks, theils die Deutschen einer solchen Entschlossenheit unfähig — aber er durchschaute doch den Gedanken, welcher die letzte vereinte Kundgebung der Fürsten veranlaßt hatte. Darum beantwortete er die Schreiben im milden und versöhnlichen Sinne. Er ging dabei noch immer von der Zusage des Kurfürsten aus, zu ihm nach Innsbruck zu kommen, und that den Fürsten, wie ihm selbst, kund, da er sich vorzüglich die Erledigung des Landgrafen angelegen sein ließe, so könnte diese Sache nicht stattlicher und besser, als in seiner Gegenwart abgehandelt werden, er wolle sich mit ihm unterreden und vergleichen, übrigens aber der Fürbitten eingedenk sein.

Mit diesem Schreiben reiste auch der Kanzler des römischen Königs ab. Er hatte vorher noch eine Audienz bei der Königin von Ungarn, in welcher diese dem treuen Diener ihres Bruders Ferdinand noch mündliche Aufträge, die sie dem Papiere nicht anvertrauen wollte, mitgab. Sie ließ ihn beschwören, allen seinen Einfluß bei dem

Kurfürsten Moritz, den er in Wahrheit hatte, aufzubieten, um ihn zu bewegen, dennoch nach Innsbruck zu kommen, was der Sache, die er vertrete, nur dienlich sein und von Deutschland großes Unglück abwenden könne. Den letzten Beweggrund, welcher für Heinrich von Plauen nach seiner bekannten Gesinnung vom größten Gewicht war, hob sie absichtlich hervor: der Burggraf stand selbst in näherer Beziehung zu Christoph von Carlowitz und mehreren anderen vertrauten Räthen des Kurfürsten Moritz, und konnte daher für die gute Wendung der Sache mitwirken. Eins nur vergaß sie dabei: Moritz vertraute zwar Manchem seiner Diener und hörte ihren Rath an, aber er gestattete Keinem, einen Blick in das Geheimniß seiner Entschlüsse und deren Triebfedern zu thun. Hatte er doch selbst einmal gesagt: „Wenn ich wüßte, daß mein eigenes Hemd, so mir am nächsten am Leibe liegt, meinen Anschlag wissen sollte, so wollte ich es alsbald austhun und verbrennen!" Kaiser Karl war verschlossen, aber Moritz übertraf darin seinen Meister, und wenn die Täuschung selbst, in welcher er ihn zwei Jahre lang zu erhalten gewußt, verschiedenem Urtheil unterliegen mag, die Ausführung derselben muß, einem solchen Gegner gewachsen, Bewunderung erregen.

Auf die Antwort des Kaisers erfolgte keine weitere Reclamation, und auch das diente dazu, Karl in dem Glauben zu bestärken, Moritz werde entweder, was der Kaiser noch gern annahm, sich endlich doch bei ihm zu persönlicher Verhandlung einfinden, oder er sei vor der Hand durch die milden Versicherungen des Kaisers beschwichtigt und erwarte deren Erfüllung von der Zeit. Herzog Alba war jetzt fast der Einzige zu Innsbruck, der sich dieser Hoffnung nicht hingab und wachsam blieb, denn auch die Königin, wiewohl sie Moritz nicht traute, glaubte doch, daß die gnädigen Antwortschreiben des Herrn ihre Wirkung auf die deutschen Fürsten nicht verfehlt haben würden, indem die sprüchwörtlich gewordene deutsche Treue sie wohl vor einer gewaltsamen Auflehnung zurückschrecken ließ, wo der Kaiser verheißen hatte, ihrer Fürbitten eingedenk zu sein. Einen Augenblick hatte sie den Gedanken gehabt, ob ihr Bruder nicht durch einen großartigen Act der Milde, durch die Freilassung und volle Begnadigung seiner beiden fürstlichen Gefangenen, des Landgrafen Philipp und des gewesenen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, mit einem Male der ganzen Widerwärtigkeit ein Ende machen könne, es hing ja nur von Ihm ab, Ein Wort, und den Bestre-

bungen der Feinde seiner kaiserlichen Autorität war jeder Vorwand genommen! Sie selbst hatte ja fußfällig schon für den gefangenen Philipp gebeten, dessen harte Behandlung ihr Herz gerührt hatte. Aber wie die Sachen jetzt standen, gab sie den Gedanken, so wie er entstanden war, gleich auf, und sprach ihn nicht einmal vor dem Kaiser aus. Vorher, vor dem Ansinnen der vielen Fürsten, welche gleichsam im geschlossenen Haufen Sturm liefen, um ihren Zweck durchzusetzen, wäre die Freilassung ein freier Act der Gnade gewesen und hätte in ganz Deutschland versöhnend gewirkt — heut würde sie nur als Schwäche angesehen werden. Und wie Maria von Ungarn selbst eine Frau von starkem Geiste war, konnte sie ihrem Bruder niemals zu einer Handlung der Schwäche rathen. So gab auch sie sich der Hoffnung auf die Macht der Zeit hin, welche schon auflösend wie immer auf den deutschen Fürstenbund wirken werde, und neigte sich darin Granvella's Ansichten zu, der ihr versicherte, daß man alle Theilnehmer jenes Bundes kenne und ihre Schritte beobachte, daß aber seit dem Austritte des Markgrafen Johann von Brandenburg alle Gefahr verschwunden sei. Dieser habe Alles besessen, was ihn zu dem schlimmsten Gegner gemacht. Der

Kurfürst Moritz sei auch schlau und kühn, aber er schwanke in seinen Entschlüssen und — werde genau beobachtet. Das Letztere war allerdings der Fall. Ein Schreiber des Kurfürsten war der Bestechung zugänglich gewesen und sandte auf geheimen Wegen fleißig Berichte ein, aber diese Berichte gerade halfen die Täuschung, in welcher der feine und staatskluge Prälat in seiner Geringschätzung deutscher Fähigkeiten sich wiegte, vollenden, denn Moritz hatte seinen verrätherischen Schreiber durchschaut und benutzte ihn zum unbewußten Werkzeuge, dem Kaiser das hinterbringen zu lassen, was dieser von ihm glauben sollte.

Das heilige Weihnachtsfest wurde so am kaiserlichen Hofe in vollkommener Sicherheit gefeiert, und Karl der Fünfte, als er am letzten Tage des Jahres, ehe er sich zur Ruhe legte, am Fenster seines einsamen Gemaches stand und den Blick zum sternfunkelnden Himmel emporrichtete, konnte den stillen Gedanken hegen, Alles werde doch noch in Erfüllung gehen, das er sich zum Ziele seines Strebens gesetzt: Ein Gott, Ein Glaube und Ein irdischer unumschränkter Herr in allen Landen, welche Gott seinem Scepter unterthan gemacht hatte!

Was war jedoch unterdessen schon geschehen,

die Erfüllung dieses Gedankens unmöglich zu machen! Zu Trient hatte die Kirchenversammlung, welche dem Kaiser so sehr am Herzen gelegen, um die Glaubensparteien wieder zu vereinigen, keinen Fortgang gehabt, vergebens waren früher schon päpstliche Nuntii nach Deutschland gekommen, mit der Vollmacht, in der Priesterehe und der Communion unter beiderlei Gestalt zu dispensiren; diese Vollmachten waren nicht bekannt gemacht worden und hätten, da sie eben nur Dispens, keine Anerkennung von Rechten brachten, wenig gefruchtet; der Kurfürst von Sachsen hatte allein von den protestantischen Fürsten das Concil beschickt, aber nun auch schon seine Theologen wieder abberufen, da es zu einer Einigung nicht mehr kommen konnte, und ein erfahrener Blick voraussehen mußte, was denn auch wirklich eingetroffen ist, daß durch jenes Concil der beklagenswerthe Riß zwischen den beiden Confessionen nur noch tiefer, ja unheilbar werden müsse. Wenn diese Ahnung des Kaisers Gemüth auch am schmerzlichsten berührte, weil sie das Höchste und Heiligste betraf, so war nicht minder auch sein Streben nach einer unumschränkten Monarchie in Deutschland, weit über alles berechtigte Maß hinausgehend und das uralte Freiheitsgefühl der

deutschen Fürsten und Völker auf das Tiefste verletzend, schon jetzt als gescheitert anzusehen, wenn er selbst das auch noch nicht erkannte. Zum Unglück für Deutschland waren unterdessen aber auch die Verhandlungen der Bundesfürsten mit Frankreich ihrem Abschluß nahe.

Albrecht von Brandenburg hatte im December seine Reise angetreten, und kam im Anfange des Jahres 1552 zu Orleans an, wo gerade König Heinrich der Zweite Hof hielt. Es war auch in Frankreich Sitte, daß die Herrscher ihr Hoflager bald an diesem, bald an jenem Orte aufschlugen, was dem Lande mancherlei Nutzen, freilich auch Beschwerde brachte. Sebastian Schärtlin von Burtenbach, seit dem schmalkaldischen Kriege vom Kaiser geächtet, und jetzt Kriegsoberst im Dienste des Königs von Frankreich, war, wie schon früher erwähnt, von der Ankunft Albrecht's unterrichtet, und sollte ihn unter dem Namen eines seiner früheren Hauptleute, Paul von Biberach, am Hofe einführen, damit er den Späheraugen fremder Gesandten entzogen würde. So geschah es auch. Schärtlin hatte den Vortritt, als Albrecht in seiner Begleitung das erste Mal im Zimmer der Cavaliere und Damen erschien, um auf die Vorstellung beim Könige zu warten; dem Obersten ge=

schahen überall auch größere Ehren, ihm war ein Edelmann zur Bedienung gegeben, der Markgraf erhielt nur zwei Knechte. Sobald aber der angebliche Hauptmann in das Gemach des Königs trat, wo nur der alte Connetable Anne de Montmorency und einer oder der andere der vertrautesten Räthe zugegen waren, erwies ihm der König — wie sich Schärtlin in seiner eigenen Lebensbeschreibung ausdrückt — „als dem sehr hohen und mächtigen Fürsten, seinem theuren Vetter Markgraf Albrecht von Brandenburg“ — die freundlichste Aufnahme. Die Verhandlungen zogen sich außerordentlich in die Länge, obgleich sie ohne Unterbrechung fast jede Nacht in geheimer Zusammenkunft bei dem Monarchen selbst geführt wurden. Heinrich der Zweite kannte das Zerwürfniß des Kurfürsten von Sachsen mit dem eigentlichen Urheber des Fürstenbundes, Johann von Brandenburg, durch seinen Gesandten, welcher dasselbe auf dem Jagdschlosse zu Lochau mit erlebt hatte, zu genau, als daß nicht Bedenklichkeiten in ihm hätten aufsteigen sollen, es möge bei der deutschen Uneinigkeit überhaupt keinen rechten Fortgang nehmen, der Bund sich wohl gar trennen und seinen Frieden mit dem Kaiser machen, dann aber die ganze Macht Karl's auf ihn, den König,

fallen, und zu den vier unglücklichen Kriegen, welche schon sein Vater gegen den Kaiser geführt, noch ein fünfter kommen. Aber auch abgesehen davon, wollte sich König Heinrich für seinen Beistand die vortheilhaftesten Bedingungen sichern, da der Vertrag von Friedewald Vieles noch im Unklaren gelassen hatte. Es handelte sich um die genaue Bestimmung der Geldsubsidien, zu deren Bezahlung er sich verpflichten, um die Hülfstruppen, die er stellen sollte, und als Gegenleistung um die Gewähr der ihm überlassenen Städte, die von den Fürsten aufzumahnen waren, ihm keinen Widerstand entgegen zu setzen. Sieben lange Wochen waren schon vor Albrecht's Ankunft am französischen Hofe hingegangen, ehe die Berathungen auf Grund der Berichte des Bischofs von Bayonne zu einem festen Ergebniß geführt hatten, und noch zwei Wochen lang mußte der Markgraf dem Hofe nach Paris, und von da nach Blois folgen, bis endlich am 15. Januar auf dem Schlosse Chambord der Vertrag vom Könige in des Markgrafen und Schärtlin's Gegenwart unterzeichnet wurde. Chambord, der Prachtbau Franz' des Ersten, der Schauplatz der Galanterien französischer Könige und vieler glänzenden Feste, später ein Geschenk Ludwig's XV. an seinen berühmten Marschall von

Sachsen, den Sohn August's des Starken und der schönen Aurora Königsmark, der hier auch gestorben ist, und jetzt das Erbgut des letzten Bourbons der ältern französischen Linie, das ihm nach der Julirevolution vom Staate entrissen worden ist, von dem der Verbannte aber den Namen noch immer führt, wie er der Hoffnung, seinen legitimen Thron wieder aufgerichtet zu sehen, auch gegen den heutigen Kaiser der Franzosen, nicht entsagt hat — Chambord ist die Stätte gewesen, wo der erste Raub an Deutschland feierlich verbrieft, besiegelt und beschworen worden ist.

Gleichwohl waren damit die Bedingungen, unter denen der Franzose seinen Beistand verkaufen wollte, noch immer im Einzelnen nicht festgestellt. Die Unterhandlungen mußten darüber mit seinem Orator, der noch immer auf dem Jagdschlosse zu Friedewald in Hessen weilte, fortgesetzt werden, und wahrhaft widerwärtig ist es, den französischen Gesandten von den edlen Beweggründen seines Herrn, der den Krieg allein zum Schutze der deutschen Freiheit anfangen wolle, reden zu hören. Dabei schlug er ein Wappen und Insiegel für den Bund vor, mit bedeutungsvoller Inschrift, Fahnen von besonderen Farben mit dem weißen Kreuz für die Heere, eine Münze mit dem Freiheitshut

und den Worten: „Gegen die Tyrannei Karl's V.“ Aber hinter all' dem und den größten Versprechungen, wenn sein Herr erst des Kriegsplans der Verbündeten und ihrer Heeresrüstung gewiß sei, kam er endlich doch mit der Forderung zum Vorschein, daß Frankreich dafür ein höchstes Imperium in Anspruch nehmen müsse, und wir haben denn schon vor dreihundert Jahren den Gedanken, welchen Napoleon der Erste nachmals in Deutschland mit seinem Protectorate über den deutschen Rheinbund zu unserer Schmach durchgeführt hat. Dies Wort Imperium machte aber die deutschen Fürsten stutzig; sie baten um Erklärung desselben, da sie nicht gewillt waren, für den Kaiser, den der Franzose nach seinem bestimmten Ausdruck ausgetrieben sehen wollte, sich einem andern Herrn zu unterwerfen. Das weiße Kreuz war freilich auch ein französisches Feldzeichen, das schon Franz' des Ersten Ritterschaft bei Pavia auf den Waffenröcken über dem Harnisch getragen, zu ihrem eigenen Verderben, weil daran die biscayischen Hakenschützen in dem Getümmel der Reiterschlacht die Franzosen erkannten und sichern Auges herausschossen — aber im Gegensatze des rothen burgundischen Kreuzes, dem die Fürsten doch absagen wollten, ließen sie sich das gefallen. Hut und

Dolch dagegen, welche der Orator auf seine Studien gestützt vorgeschlagen, lehnten sie ab, weil die Deutschen „um alte Geschichten kein Wissens trügen, und diese allzu subtilen Zeichen ihnen etwa zu einem befremdlichen Nachdenken sein würden." Auch von Prägung einer Münze, am wenigsten mit der vorgeschlagenen Inschrift, wollten sie etwas wissen.

Im Reiche gingen bereits, wie geheim diese Verhandlungen auch betrieben wurden, die beunruhigendsten Gerüchte um. Die Thatsachen, daß nach der Uebergabe von Magdeburg das Kriegsvolk nicht entlassen worden und sich bis nach Thüringen hin mancherlei Gewaltthätigkeiten erlaubte, daß mehrere norddeutsche Fürsten ohne sichtbaren Grund rüsteten, daß in Franken Albrecht von Brandenburg starke Werbungen befohlen, sprachen zu laut, als daß sie unbeachtet bleiben konnten. Am kaiserlichen Hofe liefen immer mehr Warnungen ein, man wußte jetzt auch, daß Markgraf Albrecht nach Frankreich gereist sei. Aber der Kaiser wollte die Gefahr, welche ihm drohte, noch immer nicht anerkennen. Es war bei ihm dieselbe Verblendung oder Unklarheit über die deutschen Zustände in ihrer ureigensten Natur und Entwickelung, welche ihn verführt hatte, seinen letzten

Sieg in einer Weise zu benutzen, daß er den Widerstand, den er nicht mehr bewältigen konnte, heraufbeschwor; dieselbe Nichtbeachtung thatsächlicher Verhältnisse war es auch, welche ihn die wachsende Gefahr nicht erkennen ließ. Aus Trient schon kamen ihm ängstliche Stimmen zu Ohren, die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln glaubten sich dort nicht mehr sicher und wollten die Kirchenversammlung verlassen. Der Kaiser beruhigte sie in einem Schreiben, worin er unter Anderm sagte: „es sei ihnen vielleicht vorgebildet, als solle man einer Aufwiegelung besorgen, er finde aber bei Fürsten und Ständen gehorsamen Willen, er habe, als ein milder Kaiser, seines Verhoffens Niemand zu einigem Ungehorsam oder Widerwillen gefügte, billige Ursache gegeben. Zu Moritz von Sachsen versehe er sich, da anders noch einige menschliche Treu und Glauben auf Erden, nichts, denn alles Gehorsams und Gutes, und wo je ihre Liebden etwas Anderes im Gemüth und Herzen hätte, wäre solches bei deutschen Fürsten niemals gehört worden. Das Kriegsvolk bei Magdeburg sei noch zusammengeblieben, weil ihm sein verdienter Sold noch nicht entrichtet worden; das solle jetzt durch seine Commissarien und Befehlshaber geschehen, dann werde

es auseinander gehen und alle Unruhe gestillt werden. Es gehe viel Geschrei und käme täglich zu seinen Ohren, aber es sei Alles nur unbeständig und eitel Gedicht, nur ausgebreitet, um das christliche Concil und den Frieden in Deutschland zu stören, es werde Alles noch an den Tag kommen. Ueberall werde er sein fleißiges Einsehen haben, und so weit sein Vermögen und Verstand sich erstrecke, unterstehen, alle wachsende Feuer in Zeit zu dämpfen, allen bösen Praktiken mit bestem Gewahrsam zu begegnen, und endlich alle Sachen dahin zu richten, damit die deutsche Nation vor innerlicher Empörung erhalten und gestärkt werde."

Bedenklich machte den Kaiser nur, daß mit Frankreich von deutscher Seite Verbindungen angeknüpft waren, und daß sich dazu Albrecht von Brandenburg, den er so hoch vor allen Fürsten geehrt und seinen Sohn genannt, hatte bereit finden lassen. Ihm kam es nicht ein, daß der junge, heißblütige Fürst sich von ihm gekränkt, für seine Dienste mit Undank belohnt fühlen konnte. Wie er aus seiner vollen, innern Ueberzeugung an die geistlichen Kurfürsten geschrieben, daß er sich bewußt sei, als ein milder Kaiser regiert zu haben, so war er fern davon zu glauben, daß er Albrecht gegründete Ursache zur Unzufrie-

denheit gegeben haben könne. In seinem Gefolge befand sich ein Edelmann, welcher dem Markgrafen einst nahe gestanden — wenn der Kaiser sich dessen ausweichende Antwort auf die Frage nach der Reise seines Herrn zurückrief, so war es ihm klar, daß der Mann um dieselbe gewußt habe. Jetzt, wo das Ziel der geheimnißvollen Wegfahrt bekannt war, fand er vielleicht keinen Anlaß mehr zu schweigen. So wurde der Ritter Schott eines Abends zum Kaiser befohlen.

Diesmal fand er ihn ganz allein. Selbst der dienstthuende Kämmerer, nachdem er Wolf eingeführt hatte, und die Edelknaben entfernten sich. Der Kaiser saß in seinem Lehnstuhl und sah leidender aus, als ihn Wolf in den letzten Tagen gesehen hatte: nach der scheinbaren Kräftigung, welche ihm die Spannung der jüngst vergangenen Zeit gegeben, war offenbar eine um so größere Schwäche eingetreten. Als er Wolf Schott erblickte, winkte er ihn zu sich und verhinderte durch ein Zeichen seine Kniebeugung: es war ja Niemand zugegen.

„Dein früherer Herr ist nach Frankreich gereist," redete der Kaiser seinen Diener an, indem er ihn prüfend in das Auge faßte. Wolf war aber darauf vorbereitet, daß wiederum sein Ver-

hältniß zu dem Markgrafen zur Sprache kommen werde, und hatte aus mancherlei Andeutungen in den Hofkreisen schon entnehmen können, daß man jetzt von der Reise seines gewesenen Herrn unterrichtet sei. Er hörte daher des Kaisers Rede ohne eine sichtbare Ueberraschung an, und wartete ab, was folgen werde.

„Du warst davon unterrichtet," fuhr Karl fort, „ohne Zweifel weißt Du auch, welchen Zweck diese Reise hatte. Ich habe es geehrt, daß Du nicht von diesen Dingen reden wolltest, so lange Du Dich noch als einen Diener des Markgrafen ansahest. Die Treue geht über Alles. Aber ich frage Dich heut: giebt es nicht eine höhere Treue, welche zu reden befiehlt, wenn Schweigen ein Verbrechen wäre an der Wohlfahrt der ganzen Nation?"

Wolf war von dieser strengen Frage betroffen, doch faßte er sich schnell und erwiederte: „Ueber der Wohlfahrt der ganzen Nation wacht, nächst dem allmächtigen Gotte, das Auge Eurer Majestät." —

„Wohl!" sagte der Kaiser, welchem die ausweichende Antwort nicht mißfiel, weil sie klug war. „Aber Allwissenheit ist nur Gott beschieden, und ich bedarf treuer Diener, welche mir Nachricht

geben, wenn irgendwo Schlimmes im Schilde geführt wird. Du hast es nicht gethan, weil Du Zweifel hegtest, was recht sei. Nun aber, Wolf Schott, hast Du Dich mir angelobt, bist mein Diener, nicht des Markgrafen mehr. Ich frage Dich denn — wie gut ich auch sonst von allen Anschlägen unterrichtet sein mag — was weißt Du über den Zweck, zu welchem Albrecht von Brandenburg nach Frankreich gereist ist?"

Hier war nun die Entscheidung gekommen. Wolf konnte nicht mehr zaudern. Und dennoch war es ihm unmöglich, Alles zu entdecken, was ihm Markgraf Albrecht im Ungestüm seines Zornes hatte wissen lassen, unmöglich war es ihm, seinen Landesherrn zu verrathen und zu brandmarken.

„Eure Kaiserliche Majestät wolle meine Treue auf jede Probe stellen," sagte er in großer Bewegung, „ich werde mit Freuden mein Blut für meinen Kaiser vergießen — nur um die eine Gnade bitte ich, statt der Antwort auf die Frage Eurer Majestät den schlichten Rath eines treuen Dieners geben zu dürfen, wenn er nicht zu niedrig steht, um dieser Ehre theilhaftig zu werden. Es ist der Rath eines ehrlichen deutschen Kriegsmannes."

„Und was sagt der Kriegsmann?" fragte

der Kaiser, die Hand auf das schmerzende Knie legend.

„Daß Eure Majestät sich mit Heereskraft rüsten und das kaiserliche Panier aufwerfen möge!" erwiederte Wolf Schott in einem hellklingenden Tone, während sein Auge jetzt frei und kühn dem seines Herrn begegnen konnte.

„Ha!" rief der Kaiser überrascht, und nach einer kleinen Pause fragte er: „Gegen wen?"

„Das wird mein allergnädigster Herr besser wissen, als sein Diener," antwortete Wolf. „Doch steht ein Feind jenseit der deutschen Marken, gen Abend, welcher es nicht vergessen hat, daß er in langen Kriegen niedergeworfen worden ist, und der auch sein Gelüst nach fremdem Land wohl nimmer vergessen wird!"

Der Kaiser schwieg. Was in seiner Seele vorging, wer mochte es ahnen? Er begnügte sich mit dem, was ihm Wolf gesagt, obwohl er eine gerade Antwort auf seine Frage hätte erzwingen können. Auch sprach sich in Wolf's Worten Alles aus, was eine solche Antwort gegeben hätte: der kluge Franke hatte dieselbe nur umgangen, um sein Gewissen zu beschwichtigen. Der Feind, der dem Kaiser drohte, war Frankreich, welches von jeher deutsche Fürsten in ihrer Auflehnung gegen

das Reichsoberhaupt unterstützt, das Feuer der Zwietracht in Deutschland geschürt hatte. Daß mit Frankreich auch jetzt Aehnliches im Gange, hatte der Kaiser geahnt: allerlei Streitigkeiten, die in letzter Zeit wieder angeregt worden, das ganze Auftreten der Franzosen an der niederländischen Grenze, in Italien, hatten erkennen lassen, daß Frankreich einen neuen Krieg suche. Ob der Bund deutscher Fürsten, dessen Bestehen der Kaiser wußte, sich schon an Frankreich angeschlossen, oder ob dies nur die Hand dazu geboten: was daher die Reise des Markgrafen von Brandenburg eigentlich zu bedeuten habe, blieb freilich noch ein Räthsel, aber die feurigen Worte des fränkischen Ritters: Eure Majestät rüste sich mit Heereskraft und werfe das kaiserliche Banner auf! gaben doch einigen Aufschluß darüber. Er würde sie auf Anlaß der bestimmt an ihn gerichteten Frage nimmer geäußert haben, wenn er nicht in die Pläne seines frühern Herrn eingeweiht gewesen wäre, nimmer Frankreich so unumwunden als den Feind bezeichnet haben, wenn er nicht die Ueberzeugung besessen hätte, daß schon ein Abkommen mit diesem getroffen sei.

„Halte Dich bereit, in einigen Tagen auszureiten," sagte der Kaiser. „Ich habe eine Sen-

dung für Dich. Aber ich will, daß Du Niemand davon sagst, weder vorher, noch wenn Du meinen Befehl erhalten hast."

Er kam nicht wieder auf seine erste Frage zurück, sondern entließ Wolf in der Ungewißheit, wie er seine dreiste Mahnung, sich zu rüsten, aufgenommen hatte. Wenigstens wurde ihm beim Abschiede kein gnädiges Zeichen.

Nondum! „Noch nicht!" war des Kaisers zweiter Wahlspruch, und das Ende seiner Laufbahn hat bekräftigt, daß er ihm treu geblieben ist — bis Alles zu spät war. Aus der Täuschung, welche sich noch in seinem Schreiben an die geistlichen Kurfürsten ausgesprochen hatte, war er nun freilich gerissen, aber die volle Wahrheit blieb ihm dennoch fremd, und er glaubte die Zeit immer noch nicht gekommen, wo ein bestimmtes, kräftiges Handeln — sei es in der Fülle kaiserlicher Milde, oder in Waffen mit aller zürnenden Strenge der Autorität! — zu dem Endziele, das er sich gesteckt, führen könne. So erschien denn ein Manifest des Kaisers an die deutsche Nation, in welchem er erklärte: Er habe nach der Bezahlung des Magdeburger Kriegsvolks in Deutschland friedliche Ruhe erwartet, um nun den Türken stattlicher begegnen zu können. Statt dessen habe er jetzt

von vielen Orten Kunde erhalten, daß in manchen Gegenden, man wisse keinen Grund dazu, allerlei Praktiken und Kriegsgewerbe im Werke seien, woraus Empörung zu besorgen. Da er bisher durch seine Abgeordneten aus allen Orten stets die tröstende Nachricht erhalten, daß im Reiche Alles ruhig und friedlich sei, er selbst auch aus sonderlicher väterlicher Liebe und Zuneigung, die er allewege dem Heiligen Reiche getragen, Niemand Ursache zum Unfrieden gegeben, so habe er auch nichts Anderes erwartet; als ein milder, friedliebender Kaiser habe er aber bis jetzt stillgesessen und sich weder selbst, noch Andere mit Gegenrüstung beschweren wollen. Jetzt aber finde Jeder, der es mit Kaiser und Reich gut meine, daß man den Dingen stattlicher begegnen müsse. Auch sei ihm wohl berichtet, daß sein unversöhnlicher Feind, der König von Frankreich, allerlei erdichtete Angebereien verbreiten lasse, um seinen Muthwillen desto besser ausführen zu können und ihn, den Kaiser, bei Jedermann verhaßt zu machen. Jeder Verständige sehe aber, daß dabei nur sein Zweck sei, die deutsche Nation mit solchen gefährlichen Meutereien aufzureizen und gegen einander zu hetzen. Dieses Vorhaben durchzuführen, gebe er allenthalben fälschlich vor: der Kaiser sei der ge-

meinen deutschen Wohlfahrt nichts weniger als geneigt, wolle vielmehr ihre wohlhergebrachten Freiheiten schwächen und unterdrücken, und alle Dinge mit Gewalt durchsetzen. Aber man möge doch des Kaisers milde Handlungen in Kriegs- und Friedenszeiten und des Königs Regiment, die in aller Welt bekannte viehische und mehr denn türkische Dienstbarkeit seiner armen Unterthanen mit einander vergleichen, und man werde den Ungrund der Angebereien finden. Es könne nun wohl sein, daß der König Denen, die er auf seine Seite zu ziehen gesucht, allerlei große Versprechungen und Hoffnungen gegeben habe, allein wenn er seinen unersättlichen Geiz befriedigt und unter allgemeiner Verwirrung seinen Fuß in's deutsche Reich gesetzt haben werde, würden sie bei ihm ihren Lohn wohl finden, wie man ja in anderen Beispielen schon gesehen. — So richtete der Kaiser seine bestimmte Anklage gegen den König von Frankreich, und schloß seine Berufung an das deutsche Volk mit den Worten: „Er wolle diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne bei seiner kaiserlichen Würde und dem Worte der Wahrheit Jedermann zu vertrösten, daß er nichts Höheres und Mehres suche und begehre, als der deutschen Nation höchste Ehre und Wohlfahrt, auch alle ihre löblichen und

wohlhergebrachten Freiheiten zu fördern und zu erhalten, die gehorsamen Stände und Glieder des Heiligen Reichs bei Friede, Recht, Ruhe und Einigkeit nach allem seinem Vermögen zu schützen und zu handhaben, auch in keinen Sachen mit Gewalt, sondern mit gemeiner Stände Rath und Zuthun zu handeln und zu vollfahren gesonnen sei."

Wenn es dem Kaiser mit diesen wahrhaft würdigen Worten Ernst, und er in der That entschlossen war, ihnen gemäß zu handeln, warum zögerte er, durch Thaten, welche in seiner Hand lagen, dem deutschen Volke sogleich seine Gesinnung zu beweisen? Er konnte ja die beiden gefangenen Fürsten, deren Unbill den nächsten Grund der Klagen abgab, ungesäumt in Freiheit setzen, er konnte von der strengen Durchführung seines Interims in Glaubenssachen, wodurch die protestantischen Länder in Unruhe und feindselige Stimmung versetzt worden, in weiser Mäßigung ablassen. Warum ließ er wiederum eine kostbare Zeit vergehen, welche seinen Widersachern, nicht ihm zu Gute kam?

Nondum! „Noch nicht!" war sein Wahlspruch.

Sechstes Kapitel.

Es war ein heller Februarmorgen, als Markgraf Albrecht, aus Frankreich heimkehrend, wiederum in seine Plassenburg einritt. Er kam unerwartet, deshalb fand er nicht Alles so, wie er es erwartet und gewünscht hatte. Die Rüstungen, welche er ungestört fortzusetzen befohlen, waren nach seiner Meinung nicht weit genug vorgeschritten: bei der Musterung, welche er sogleich über das neue Kriegsvolk hielt, das zu Culmbach und in den nächsten Orten lag, fand er viele Knechte und Reisige, welche seinen Ansprüchen an kriegerische Tüchtigkeit nicht genügten, er jagte sie augenblicklich fort, und strafte die Hauptleute und Rittmeister mit harten Worten und strenger Geldbuße.

Was ihn am meisten kränkte, die Kassen waren noch immer leer, es hatte den Rentmeistern nicht gelingen wollen, sie zu füllen, wie es auch dem Kanzler Christoph Straß nicht gelungen war, eine Anleihe auswärts zu Stande zu bringen. Niemand in Franken traute dem Markgrafen. Der Bischof von Würzburg, der als ein bitterer Widersacher des Hauses Brandenburg bekannt war, hatte dem Kurfürsten von Sachsen schon eine Summe von 15000 Gulden abgeschlagen, um welche ihn dieser zur Soldzahlung gebeten; der Bischof von Bamberg fing in seiner Besorgniß vor den Rüstungen des Nachbars selbst an Kriegsvolk zu werben, wie hätte man sich an ihn oder gar an die reiche Stadt Nürnberg, deren Thore kaum so fest, als ihr Säckel einem Hohenzollern verschlossen war, wenden können?

„Ich werde mich doch an sie wenden, Christoph! Verlaß Dich d'rauf!“ rief der Markgraf mit funkelndem Blicke, als ihm sein Kanzler die Sache vortrug, und Christoph Straß fuhr sich mit der Hand bedenklich durch das graue Haar, das ihm vor dieser drohenden Aeußerung seines Herrn ohnehin zu Berge stieg. Er verstand nur zu wohl, in welcher Weise der Fürst sich an seine Nachbarn wenden und bei ihnen anklopfen wollte.

Vorerst galt es aber noch, dieselben zu beschwichtigen, da sich Albrecht einem andern, viel höhern Zwecke verpflichtet hatte, und es diente zugleich zu seiner eigenen Befriedigung, als sich bald, nachdem die Nachricht von seiner Heimkehr laut geworden, Abgesandte der beiden Bischöfe bei ihm einfanden, welche ihm in der Angst vor seiner Kriegsrüstung erneut ihren freundlichen Willen und gute Nachbarschaft entboten, und dadurch auszuforschen suchten, wohin all' die drohenden Anstalten gerichtet sein möchten. Ihn belustigte diese Besorgniß, und er zerstreute sie nicht, indem er die Gesandten ohne eine bestimmte Erklärung entließ. Es sei nöthig, Land und Leute gegen drohende Kriegsstürme sicher zu stellen — das war Alles, was er ihnen sagte, womit er ihnen freilich auch einen Wink gab, den sie für ihre eigene Sicherheit befolgten. Darum kümmerte er sich aber nicht; er dachte, wie der alte Jörg von Frundsberg glorreichen Andenkens: je mehr Feind, desto mehr Ehre! Und mit einer Thätigkeit und Energie, die gegen manche Zeit abstach, in welcher er nur sorglos dem Vollgenuß des Augenblicks lebte, betrieb er nun selbst Alles, was seinem großen Vorhaben dienen konnte. Ein allgemeines Aufgebot beschied seine Lehnsleute, sich wegen der ob-

waltenden gefahrdrohenden Kriegsbewegungen mit vollkommener Kriegsrüstung auf Dienstag nach Mariä Lichtmeß in Culmbach zur Musterung zu stellen. Er warb noch mehr Hauptleute und auswärtiges Kriegsvolk an, und wandte sich zugleich mit der Meldung von dem Erfolg seiner Sendung in Frankreich an seinen Bundes- und Waffenbruder Moritz wegen der nöthigen Gelder. Dieser bewirkte ihm auch einen Vorschuß von 60000 Gulden bei dem Herzoge Christoph von Württemberg. „Siehst Du?" rief er hocherfreut seinem Kanzler entgegen, als dieser zum Vortrage bei ihm eintrat, kurz nachdem der Bote, der ihm diese Zusage mitgebracht hatte, von seinem Eilritte zurückgekehrt war. „Die reichen Nachbarn müssen wir uns für den äußersten Nothfall aufsparen!" Und sich an den Diener wendend, der noch in Reisetracht, bespritzt und triefend vom Schlackerwetter, das plötzlich eingebrochen war, an der Thür stand, sagte er mit einem kurzen, herzlichen Auflachen: „Ich lohn's Dir, Geier! Du sollst ein Lehn haben, sobald eins wieder eröffnet wird. Rabenstein kann ich Dir nicht geben, Cunz."

„Das kommt mir auch nicht zu, gnädiger Herr," erwiederte Conrad Schott, der von seinem Herrn mit der geheimen Botschaft an den Kurfürsten

Moritz gesendet und eben zurückgekehrt war. „Ich begehre überhaupt kein Lehn.“

„Schon recht! — Willst für Dich ein Paar Tag' Urlaub haben? Ich geb' sie Dir!“ Der lachende Blick, mit welchem Albrecht dies Anerbieten begleitete, schien seine besondere Bedeutung zu haben. Conrad nahm den Urlaub an und mußte abtreten. „Kennt Ihr im Gebirg das Wirthshaus am Toos?“ fragte der Markgraf. „Als Kanzler unseres Fürstenthums Ober-Franken sollte Euch keine Feuerstelle im Lande unbekannt sein.“

„Die Wirthshäuser, gnädiger Herr, sind meines Amtes nicht —“ erwiederte Straß.

„Auch nicht, wenn schmucke, freundliche Wirthinnen darin hausen?“ rief der Markgraf lachend. „Heuchelt mir nicht, alter Herr! Ich weiß, daß Ihr hübsche Frauen gern sehet, Ihr müßtet ja kein Mann sein! Im Toos unterhalb Rabeneck wohnt eine arme Wittib mit ihren zwei Buben, ein junges, sauberes Weib noch, hat eine Schulter so weiß, wie Alabaster — nun, Herr Straß, schaut mich nicht so arglistig an! Ich will Euch sagen, wie ich die weiße Schulter gesehen und warum ich dem Geier Urlaub gegeben habe.“

Er erzählte den seltsamen Vorgang im Wirths-

hause, zu dessen Zeugen ihn der Zufall gemacht hatte; der Kanzler hörte ihn aufmerksam zu, als aber der Fürst berichtete, wie sein Cunz Geier das Blut aus der Wunde, welche die herabfallende Axt der armen Frau geschlagen, im vollen Fluß zum Stehen gebracht hatte, schüttelte Straß ungläubig den Kopf und lächelte.

„Ihr glaubt das nicht, mein Herr Doctor der Weltweisheit?“ rief Albrecht. „Freilich, was Ihr gelahrten Herren nicht mit Argumenten Eurer Feder beweisen könnt, das will Euch nicht in den Kopf. Aber ich will Euch gleich die Probe geben!“ Er schlug in die Hände und der Kämmerer, der im Vorzimmer der Befehle seines Herrn gewärtig war, trat ein.

„Laß fragen, ob der Geier noch im Schloß ist! Er soll stracks kommen!“ Der Kämmerer gehorchte.

„Soll es mir etwa der Geier durch sein Wort beweisen?“ fragte der Kanzler.

„Durch die That, Christoph!“ rief der Fürst. „Du magst Dir selbst eine Wunde schneiden mit dem Dolch, so tief Du willst, und ich gebe Dir mein Wort, er stillt das Blut, und wenn es wie aus einem Springbrunnen sprudelte!“

Für einen Scherz war das nicht ganz nach dem Geschmacke des Kanzlers, doch gab er sich, klug

wie er war, in den Augen seines rücksichtslosen Herrn keine Blöße. „Recht, gnädiger Herr!" sagte er mit größter Seelenruhe. „Ein einzelner Versuch könnte zwar nichts beweisen, aber wir wollen es thun. Ich bin sehr neugierig darauf." Der Markgraf wurde durch diese Gelassenheit, welche er nicht erwartet hatte, entwaffnet, und da er noch wichtige Dinge zu besprechen hatte, gab er es auf, den lustigen Einfall durchzuführen, ertheilte vielmehr Gegenbefehl, als der Kämmerer mit der Meldung zurückkehrte, Junker Cunz sei beim Umkleiden begriffen gewesen, werde aber gleich erscheinen. „Ich bedarf sein nicht mehr!" sagte der Markgraf kurz, und der Höfling, welcher schon an rasch wechselnde Launen gewöhnt war, zog sich eiligst zurück, um den Geier abzubestellen.

Der Markgraf beendigte die Geschäfte, welche er noch mit seinem Kanzler zu berathen hatte, und las, als er diesen entlassen, die anderen Schreiben, die von verschiedener Seite her eingegangen waren. Vor Allem war es der Kriegsplan, welchen ihm der Kurfürst von Sachsen durch den treuen Diener seines unbedingten Vertrauens übersandt hatte. Vor allen Dingen, sagte Moritz darin, müsse dem Kaiser durch einen kühnen Schlag die Reputation im Reiche abgezogen werden. Augsburg

sei zuerst schnell wegzunehmen oder, wenn der Kaiser hier zuvorkomme und eine Besatzung hineinwerfe, diese zu belagern, und zugleich Ingolstadt, als der beste Paß der Donau, zu überwältigen. Dadurch werde man dem Feinde das Baierland, wo er sich stärken könnte, „abstricken“, und hoffentlich durch das Etschland in Italien eindringen, wo ein Haupteinigungspunkt mit der französischen Macht sein sollte. Doch blieb es dem Könige von Frankreich freigestellt, ob er in Italien oder Deutschland entscheidend eingreifen wollte. Nur sollte Köln am Rhein auf jeden Fall mit Waffengewalt eingenommen werden, um die Niederlande abzuschließen und gegen dieselben operiren zu können; wenn dann Geldern und die übrigen rheinischen Lande in das Bündniß gedrängt seien, dann würde sich von dort bis nach Böhmen Nichts mehr finden, das nicht zu demselben gehöre. Zu den Kriegsunternehmungen am Rhein hatte Moritz den Markgrafen Albrecht, wie er ihm meldete, als den passendsten Feldhauptmann des Bundes vorgeschlagen, und der kriegslustige Fürst lächelte mit einem wild auflodernden Feuer im Blicke, als er diese Stelle las. Zufrieden legte er das Schreiben seines Waffenbruders hin und griff nach einem andern.

Es war vom Herzoge von Mecklenburg und

betraf die Angelegenheit des Markgrafen Hans von Küstrin, dessen Austritt aus dem Bunde er für das größte Unglück ansah. Er hatte daher eifrig gestrebt, ihn mit dem Kurfürsten Moritz zu versöhnen, aber wenn auch dieser erklärt hatte, alle Irrungen fallen zu lassen und zu thun, was dem Markgrafen lieb sei, war er doch bei der Bedingung stehen geblieben, daß dieser sodann auch die einmal zugesagte Offensivhülfe leisten müsse, wozu der Markgraf auf keine Weise zu bewegen war.

Albrecht lachte verächtlich auf. Seinem eigenen Sinne war es unbegreiflich, wie man sich im Kriege mit einer bloßen Abwehr, mit einer reinen Vertheidigung begnügen könne. Zuschlagen, sobald die Klinge gezückt, Angriff ohne alles Besinnen! das war der Hohenzollern Losung von jeher gewesen, und mußten die Vettern in der Mark das vergessen? Der Eine, der Kurfürst, hielt sich gar von Allem weislich fern, der Andere, sein Bruder, wollte sich nur mit dem Schilde zum Kampfe stellen — „und wenn nun im Kriege beide Partheien so denken?" rief Albrecht. „Zwei Hähne, die sich mit gesträubten Federn grimmig anschauen, ohne auf einander loszuhacken, und endlich kriegen sie's satt und gehen ruhig ein jeder seines Weges!" Er warf das Schreiben auf den Tisch und stand auf.

Die Spannung, welche zwischen ihm und dem Markgrafen Hans schon seit längerer Zeit herrschte, lag freilich in der so verschiedenen Sinnesart beider Fürsten, zum Theil aber auch darin, daß der Küstriner wachsam auf das Recht seines jungen Vetters Georg Friedrich von Ansbach hielt, in welcher Beziehung sich Albrecht von Culmbach oft beeinträchtigt glaubte; endlich trug dazu nicht wenig bei, daß Albrecht die geistige Ueberlegenheit Johann's anerkennen mußte, sich ihr aber, wo dieselbe meisternd gegen ihn auftrat, nicht fügen wollte, besonders hatte er ihm nicht vergessen, daß Markgraf Johann fortwährend abgemahnt hatte, ihn, dessen Ungestüm er nicht traute, in den Fürstenbund aufzunehmen. Albrecht las darum auch ein drittes Schreiben, das der Herzog von Mecklenburg eingelegt hatte: es war, wie er aus den ersten Worten gesehen, von seinem Oheim, dem Herzoge von Preußen. Gegen diesen, welcher ihm seit seiner Kindheit stets eine väterliche Gesinnung bewiesen hatte, hegte er zwar eine große Verehrung und holte sich zuweilen auch bei ihm Rath, namentlich in Geldverlegenheiten, wo ihm der Oheim, der in staatswirthschaftlichen Dingen erfahren war, am besten helfen konnte, aber was die Bundesangelegenheit betraf, wußte er, daß der

Herzog sich auch zu nichts Anderm verpflichten wollte, als zu einer thatenlosen Defensive, und davon wollte Albrecht nichts mehr hören.

Ihm wurde in dieser Stimmung der Marschall Rochus von Streitberg gemeldet, welcher um eine Audienz bat. Der Fürst sah darin nur eine unbequeme Mahnung an die ihm für seinen Sohn gegebene Zusage, welche er noch immer nicht hatte erfüllen können, und er schlug ihm die Audienz ab, da er beschäftigt sei: zu gelegener Zeit werde er ihn rufen lassen. Indessen der Marschall ließ ihm unterthänigst vorstellen, daß die Sache, welche er ihm vorzutragen habe, für Seine Gnaden von einiger Wichtigkeit sei, und der Markgraf gab seine Zustimmung.

„Was wollt Ihr, Rochus?" fragte er nicht etwa freundlich.

„Gnädigster Herr, mir ist so eben ein Gerücht zu Ohren gekommen, das in ausbachschen Landen heimlich im Schwange geht und viel böses Blut machen könnte, wenn es unter die Leute käme."

„Was schwätzen die alten Weiber in Ansbach?" fragte der Markgraf gereizt.

„Alte Weiber sind es nicht, sondern mein Sohn hat es von einem angesehenen Edelmann und Ritter, den er aber nicht nennen darf, erfahren. Ich

halte es für meine Pflicht, meinen gnädigen Herrn darauf aufmerksam zu machen, damit böser Leumund flugs gestopfet werde."

„Schon gut! Macht nicht so viel Anstalten mit der Lunte, ehe Ihr aufhaut. Gebt Feuer!"

„Es geht ein Gerücht, der junge Herr solle von seiner Frau Mutter entfernt und in fremde Lande gebracht werden."

Der Markgraf lachte spöttisch auf. „Das weiß ich!" sagte er, mit einem Blicke auf den Tisch, wo der Brief des Herzogs von Preußen lag. „Man hat schon vor'm Jahre davon gesprochen. Mein junger Vetter solle an den Hof eines der Oheime, entweder nach Preußen oder nach Küstrin gebracht werden, um allda in fürstlichen und christlichen Tugenden erzogen zu werden." Er sprach die letzten Worte im näselnden Kanzeltone, wie er bei manchem Prädicanten der Zeit zu finden war, und setzte dann in seiner eigenen, zuweilen gar wild klingenden Redeweise hinzu: „Daraus wird aber nichts! — Wenn Ihr mir also blos das zu berichten habt, mein weiser Marschall von Streitberg, so hättet Ihr Euch und mir die Mühe sparen können."

„Eure Gnaden verzeihen, es ist von ganz anderen Dingen die Rede, als den jungen Herrn

in fürstlichen Tugenden christlich erziehen zu lassen, was seine Frau Mutter nebst dem Hofmeister und denen Präceptoribus ja in alle Wege thut. Das Gerücht spricht auch von einem ganz andern Lande, als von Preußen oder der Mark Brandenburg."

„Nun?" rief der Markgraf drohend, als der dicke Herr stockte.

„Nach Frankreich, heißt es, solle der junge Herr gebracht werden," sagte Rochus, indem er seine Stimme dämpfte, als könne ein Lauscher an der Thür das gefährliche Wort hören.

„Wer sagt das?" fuhr Albrecht auf, und wechselte dabei die Farbe.

„Wer es zuerst gesagt, gnädigster Herr, weiß ich nicht," antwortete der Marschall. „Aber daß es gesagt wird, kann ich verbürgen, und es ist ein getreuer Anhänger des Hauses Brandenburg, der meinem Fritz die Sache vertraut hat, um sie mir und somit Euer Gnaden zu hinterbringen."

„Laßt ihm wieder sagen: es sei gelogen, ehrlos gelogen!" rief der Markgraf heftig, und als ihn der alte Streitberg verwundert und betroffen ansah, setzte er, zur Besinnung kommend, gemäßigter hinzu: „Wer kann solche Gerüchte ausstreuen, als um Verwirrung und Unruhe im Lande zu erregen? Deren giebt es ohnehin schon genug!

Aber die Leute glauben Alles, mag es auch noch so unsinnig sein! Wer sollte die Absicht haben, meinen Vetter nach Frankreich zu bringen und zu welchem Zweck?“

Der Marschall zuckte die Achseln, er hielt es nicht für gerathen, seinem Herrn, da er ihn so gereizt fand, noch weiter zu berichten, was er auch über die muthmaßlichen Absichten, welche man bei der Entfernung des jungen Markgrafen hegen könnte, so wie über die Hand, welche diese gewaltsamen Maßregeln bewirken sollte, erfahren. Mit einigen unbestimmten Redensarten zog er sich aus der Schlinge.

Albrecht sah ihn mit einem finstern Blicke an, doch sagte er ruhiger, als dieser vermuthen ließ: „Ihr habt es gut gemeint, Rochus. Aber ich gebe auf solches Geschwätz nichts — alte Weiber sind's doch, welche dergleichen verbreiten, mögen sie auch goldene Ketten und Sporen tragen! — Wer das Gelüst haben sollte, den Ansbacher zu entführen,“ setzte er mit erhöhter Stimme hinzu, „sei es nach Preußen oder sonst wohin, der soll zusehen, daß man ihm nicht auf die Hand klopft!“ Diese drohende Rede gab dem Marschall eine wahre Beruhigung, denn sie bewies, daß alle weiteren Vermuthungen, welche man an jenes räthselhaft ent-

standene Gerücht geknüpft hatte, eitel Hirngespinste, wenn nicht gar böswillige Erfindungen seien, da man allerdings in dem Fürstenthume unter dem Gebirge dem Markgrafen von Culmbach nicht sonderlich traute.

„Euer Sohn," fing Albrecht wieder an, den Gegenstand verlassend, „er ist wohl ungeduldig? Zeiht mich gar der Vergeßlichkeit meines Wortes? Ich habe ihn nicht vergessen, und werde halten, was ich ihm versprochen habe, aber er soll bedenken, daß nur wenige Monate vergangen sind, seit der Vater gestorben, und daß man nicht einer Wittwe zu solcher Zeit mit Freiersgedanken in's Haus fallen kann. Ich werde aber thun, was ich zugesagt habe, und mehr noch, wenn Alles so geht, wie ich hoffe." Ein Strahl flammte in seinem Auge auf, der dem Marschall auffallen mußte, Albrecht hielt es aber nimmer der Mühe werth, die Regungen seines Innern im Guten, wie im Bösen, zu verhüllen — wem sie ein Aergerniß gaben, der mochte es verwinden, wie er konnte.

Kaum hatte der Marschall von Streitberg das fürstliche Gemach verlassen, als Albrecht wiederum nach seinem Geier fragte. So sehr hatte er sich an ihn gewöhnt, daß er ihn kaum entbehren konnte, er war auch mit ihm in Frankreich gewesen, und

wurde sonst mit Aufträgen aller Art betraut, die er stets mit der größten Rücksichtslosigkeit, auch wenn sie in der Leidenschaft gegeben waren und wohl einige Milderung gestattet hätten, ausführte. Der Geier war daher gefürchtet in der Umgebung des Markgrafen, und sein finsteres, abgeschlossenes Wesen wenig geeignet, ihm Freunde zu gewinnen: er suchte auch keine, und hielt sich fern von der Gesellschaft der anderen Junker, welche ihrerseits wenig geneigt waren, seinen vom Markgrafen bestätigten Adel anzuerkennen. Um seine Stellung wurde er wenig beneidet, denn wie ihn der Fürst gewissermaßen als sein Geschöpf ansah, das er aus Dunkelheit und Niedrigkeit emporgehoben hatte, und nach Belieben auch wieder hinabstürzen konnte, so behandelte er ihn bei aller Gunst, die er ihm zugewendet, doch oft hart und unfreundlich. Das Schlimmste war nur, wie alle Wohlgesinnten fürchteten, daß dieser hergelaufene Kriegsgesell dem Markgrafen, der ihn wunderbarer Weise zuweilen um seine Meinung befragte, nie zum Guten rieth, sondern immer nur gewaltthätige, alles Recht und alle Billigkeit verachtende Anschläge im Kopfe hatte. Davon waren mehrere Beweise schon kund geworden, und es gab denn auch Lauscher am Hofe, welche manches Wort, das der Fürst vertraulich

mit seinem Geier gewechselt, aufgefangen hatten. Es fehlte nur wenig, daß der Aberglaube der Zeit in dem Fremdling einen bösen Geist sah, der sich an den Markgrafen zu dessen Verderben gehängt habe und den er nicht wieder loswerden könne. Heut fragte Albrecht vergebens nach ihm: Conrad hatte sich, als er vorher zu seinem Herrn beschieden und wieder abbestellt worden war, nach dem ihm zugestandenen Rechte eiligst ein anderes Pferd aus dem fürstlichen Marstalle satteln lassen und war schon eine Strecke Weges von der Plassenburg entfernt.

Auf seine Rückkehr zu warten, ehe der Gedanke, welcher den Fürsten immer glühender einnahm, zur Ausführung käme, fiel Albrecht nicht ein. Freilich wäre er am liebsten mit Cunz allein geritten, da ihm in dieser Angelegenheit, von Spähern beobachtet zu werden, unerträglich fiel, aber warten mochte er nicht. Wer konnte ihm auch eine besondere heimliche Absicht unterlegen, wenn er in Sachen fürstlichen Regiments auf einige Tage seinen Sitz nach Bayreuth verlegte? Und damit ihm Niemand irgend einer Heimlichkeit zeihen konnte, gab er Befehl, daß ihm mehrere seiner Räthe theils von hier folgen, theils von ihren Landsitzen sich nach Bayreuth verfügen sollten,

und ein stattliches Geleit mußte mit ihm von der Plassenburg aufbrechen.

Das Wetter hatte sich wieder gebessert und die Sonne schien hell über dem Mainthale, aber die Wege waren schlecht und nöthigten zum langsamen Zuge. Markgraf Albrecht ritt allein an der Spitze, er hatte sein Gefolge mit einem strengen Blicke überschaut, sich aber nicht veranlaßt gefühlt, einen der Herren an seine Seite zu rufen. Auf diesem einsamen Ritte vermißte er vielleicht zum ersten Male seinen treuen Wolf Schott, und es überkam ihn ein seltener Gast in seinem Herzen, das Gefühl der Reue über eine begangene That. Die Reise nach Frankreich und die große Entscheidung, welche er dort zu bewirken hatte, waren eher geeignet gewesen, ihn zufrieden zu stimmen, daß er den lästigen Mahner, der ihm wie die Stimme eines zweiten Gewissens so ernste Warnungen zugerufen, von sich entfernt hatte; die Aufregung und Spannung aller Geisteskraft, deren er bei den Unterhandlungen, er ganz allein gegen die schlauen Franzosen, bedurfte, hatte sich dort auf einen Punkt gerichtet; auch die schnelle Heimkehr und Alles, was ihn hier in Anspruch nahm, hatten ihn nicht viel anderen Gedanken nachhängen lassen. Nun aber, durch das Gespräch

mit dem Marschall von Streitberg wie aus einem Schlummer wach gerufen, war die Leidenschaft, welche in ihm durch Hindernisse ungewöhnlicher Art nur um so stärker sich entzündet hatte, von Neuem mächtig geworden. Er mußte sie wiedersehen, die ihn, wie noch keine Andere, auf den ersten Blick gefesselt hatte — er hatte viel schönere Frauen gekannt und stürmisch genug ihnen gehuldigt, aber Keine, so wähnte er jetzt, hatte seine Brust mit ähnlicher Gluth gefüllt, die ihn jetzt, da er wieder zum Bewußtsein des Lebens gekommen, ganz zu verzehren drohte. Wäre doch Wolf Schott, ihr Vetter, an seiner Seite gewesen! Wohl hätte ihm dieser neue Vorstellungen gemacht, hätte ihn beschworen, die Trauer seiner Verwandten um den Vater zu ehren, nicht den stillen Frieden, den sie vielleicht wieder gewonnen hatten, zu vernichten — das Alles hätte Wolf Schott ihm vorgestellt und vielleicht noch mehr gethan, um ihn in seinen glühendsten Wünschen zu kreuzen, aber selbst dieser Kampf mit ihm wäre Albrecht eine Lust gewesen, und gerade Wolf hätte ihm, wenn auch wider Willen, die Bahn brechen und ebnen müssen, zum Ziel seiner heißesten Wünsche zu gelangen! Wo hielt sich nun der Verbannte auf? Er war, seit er das Land verlassen, nach Böhmen

gegangen, das wußte der Markgraf, mehr nicht. — „Guttenstein!" rief er plötzlich, indem er sich im Sattel umwandte.

Es war einer der beiden Kämmerer, welche ihn das letzte Mal nach Schloß Rabenstein begleitet hatten; rasch spornte dieser sein Pferd, um den ungeduldigen Herrn, der ihn rief, nicht zu erzürnen.

„Hast Du etwas vom Schott gehört?" fragte der Markgraf.

Guttenstein verneinte es, äußerte aber, daß vielleicht Luchau, der kürzlich in Eger gewesen, von ihm eine Nachricht vernommen habe. Luchau war der Zweite, der auch damals den Ritt im abscheulichsten Wetter mitgemacht, an welchen er noch heut mit Grauen dachte. Er wurde gerufen und befragt, besann sich eine Weile, und gab dann eine Antwort, welche den Markgrafen sichtlich überraschte. Von einem böhmischen Edelmanne, der vor Weihnachten im Gefolge des Oberst-Burggrafen am kaiserlichen Hofe zu Innsbruck gewesen, wollte Luchau gehört haben, daß ein ehemaliger Diener des Markgrafen sich dem Zuge angeschlossen habe und dort in kaiserlichen Dienst getreten sei. Wer anders konnte das gewesen sein, als Wolf Schott? Der Böhme hatte aber den Namen nicht genannt.

„Und Du hast nicht danach gefragt?“ rief der Markgraf. „Bist doch sonst neugierig genug?“ Er winkte, und die beiden Hofleute hielten ihre Pferde an, um ihm wieder den Vorritt zu lassen.

Wolf Schott war also in des Kaisers Dienst getreten! Und da er so Manches wußte, was ihm Albrecht theils vertraut, theils in seiner Unbedachtsamkeit hatte errathen lassen, so konnte er sehr gefährlich werden. Der Markgraf bedachte, wie hart er ihn zuletzt behandelt, wie er ihn hatte in den Thurm werfen, aus seinem Lande weisen lassen! Dafür Vergeltung zu nehmen, stand in seiner Hand, und es war schon genug, wenn er dem Kaiser nur die Anschläge seines ehemaligen Herrn, den Vertrag mit Frankreich und was dem fremden Könige von deutschem Boden überlassen werden sollte, mit klaren Worten entdeckte!

„Wolf thut es nicht!“ rief aber der Markgraf bei sich. „Er thut es dennoch nicht! Verrathen wird er mich nimmermehr! — Und wenn er den Kaiser auch gewarnt hat, um so besser, dann giebt es einen ehrlichen Strauß!“ Er entschlug sich damit dieses Gedankens, um wieder dem andern nachzuhängen, der sein Blut, je mehr er sich Bayreuth näherte, desto stürmischer schlagen ließ.

In der fürstlichen Residenz, welche Albrecht neu

und stattlich hatte ausbauen lassen, waren auf die Nachricht, welche ihm eiligst vorausgegangen war, schon Anstalten zu seinem Empfange getroffen, und er ritt unter dem Zulauf des Volkes ein. Sonst fühlte er sich hier wenig heimisch, er war lieber auf seiner starken Feste ober Culmbach, die von Geschütz und Waffen starrte. Bayreuth, die heitere, sonnige Stadt, war ihm zu bürgerlich, zu friedlich, hier wurde er zu viel daran gemahnt, daß er als Landesherr noch andere und höhere Pflichten habe, als das Schwert zu führen, während er doch in seiner Sinnesart sich wenig von dem gewaltthätigsten Burgherrn, noch weniger von dem Kriegsobersten unterschied, der seine Söldnerschaaren von Land zu Land führte, um fremde Schlachten zu schlagen. Diesmal aber schien es ihm in dem neuen Schlosse und in der Stadt behaglich zu sein, und er sprach so freundlich mit den Leuten, wie sie es lange nicht von ihm gehört hatten.

Die Räthe, welche er hieher beschieden hatte, waren noch nicht alle eingetroffen, der Hauptmann auf dem Gebirg lag krank. Was der Markgraf besprechen und betreiben wollte, wußten Alle: es war die anbefohlene Rüstung der Lehnsleute und eine schärfere Geldforderung. Die Aussicht, welche Kurfürst Moritz ihm auf ein Darlehn vom Her=

zoge von Württemberg eröffnet hatte, veranlaßte ihn nicht, 'von der Geldforderung an seine eigenen Stände abzustehen, denn der Krieg verlangte mehr als jene kleine Summe, die ihm nur erschien wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Wär' es doch wahr gewesen, daß sein Geier verborgene Schätze zu heben verstehe, wie er ihm noch kürzlich ganz ernsthaft vorgeredet hatte!

Der Geier fehlte ihm überhaupt, besonders zu dem Gange, welchen er am andern Morgen unternehmen wollte. Dazu waren Fragen, Nachforschungen nöthig, welche Cunz auf seine eigene Hand, ohne weiteres Aufsehen angestellt hätte, um seinen Herrn dann zu führen. Albrecht kümmerte sich sonst wenig um die gute Meinung der Welt, und trat in seinen Neigungen ziemlich offen auf, diesmal widerstrebte es ihm, sich nachspüren zu lassen. Er vertraute keinem Andern seines Gefolges, keinem Pagen oder Diener die Frage an, sondern ging ganz allein aus, wie er wohl zuweilen that. Durch die Straße hinaus gehend über die Mainbrücke auf gut Glück, war er nach Sanct Georgen am See gekommen; der Brandenburger Weiher, wovon dieser Stadttheil auch noch benannt wird, ist aber, wie er künstlich entstanden ist, seitdem natürlich wieder ausgetrocknet. Zu

der Zeit, als Albrecht Alcibiades im Fürstenthum Culmbach gebot, war der Weiher noch nicht fünfzig Jahre alt, sein Ahnherr Friedrich, der Sohn Albrecht Achill's, hatte ihn 1508 und 1509 ausgraben lassen, unterhalb der Hohenwarth nach Bayreuth zu, wohl hundert Aecker an Flächeninhalt; spätere Fürsten haben weitere Anlagen getroffen, auf den Inseln, die man ihm gelassen, Lustgärten angelegt, in einem Hafen ein vollständig aufgetakeltes Schiff im verkleinerten Maßstabe ankern lassen, und bei Festlichkeiten auf dem Wasser förmliche Seetreffen mit Feuerwerk angestellt. Das aber ist Alles erst im vorigen Jahrhundert geschehen, wo das Muster des Hoflebens von Frankreich aus gegeben wurde, und der kleinste deutsche Fürst seine Residenz in ein Versailles, und sich selbst in einen Louis Quatorze zu verwandeln suchte, mit glänzenden Garden, Maitressen und Zubehör. Noch war diese seidene Zeit nicht gekommen, noch waltete die eiserne vor, als Albrecht von Culmbach über die Mainbrücke nach Sanct Georgen schritt; auch gab es hier die Stadt mit ihren schönen Gebäuden noch nicht, welche erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut und mit ansehnlichen Privilegien ausgestattet worden ist; wenige zerstreute Hütten lagen umher, und nur ein

Haus war vor ihnen ausgezeichnet, von Stein aufgeführt, mit einer Mauer um den Hofraum und einem Garten dahinter, dessen Fruchtbäume jetzt freilich nur kahle Zweige boten. Der Bürgersmann, welchen Markgraf Albrecht gleich vor seinem Schlosse nach dem Hause der Frau von Rabenstein gefragt, hatte ihm dasselbe so genau beschrieben, daß er gar nicht irren konnte. Jetzt stand er am Eingange, und das Herz klopfte ihm, als er die Hand ausstreckte, die Thür zu öffnen — er fühlte es, daß er damit den Frieden des Hauses breche.

Siebentes Kapitel.

Alles war still. Kein Riegel wehrte den Eintritt, es war, als sei hier kein freventliches Beginnen böser Menschen zu fürchten — aber Niemand auch zeigte sich, um den Eintretenden, der sich mit Absicht bemerkbar machte, nach seinem Begehren zu fragen. Er sah im niedrigen Hausflur, wo nur weniges Geräth stand, zur Rechten und Linken eine Thür, und wählte die letztere; auch diese war unverschlossen, und er überschritt die Schwelle eines Gemachs, in welchem er endlich doch die Gewißheit fand, daß er am Ziele sei. Denn in demselben Augenblicke öffnete sich auch eine andere, nach der Tiefe des Hauses führende Thür, und die Einzige, welche Markgraf Albrecht

hier gesucht hatte, stand in all' ihrer Lieblichkeit vor ihm.

Sie stieß einen Laut des Erschreckens aus, als sie so plötzlich einen fremden Mann im Zimmer fand, aber auf den ersten Blick erkannte sie ihn, und eine lichte Rosenglut überwallte ihr Antlitz bis zur weißen Stirn hinauf. In der Verwirrung wußte sie kein Wort zu sagen — ihr war es nur unbegreiflich, wie der Markgraf hieher komme. So klein auch Bayreuth war und Nachrichten sich schnell verbreiteten, hier hatte man nichts von der Ankunft des Fürsten erfahren.

„Ich erschrecke Euch, Fräulein!" sagte Albrecht, welchen die plötzliche Erscheinung des Mädchens, das er doch gesucht hatte, fast ebenso überrascht zu haben schien. „Kennt Ihr mich nicht?"

„Gnädiger Herr!" stammelte Adelheid.

Er reichte ihr die Hand und sie wagte nicht sie ihm zu verweigern. Sein Auge hing glühend an ihrem Gesicht, das nun mit dem tiefsten Purpur bedeckt war; noch trug sie Trauerkleidung, aber er glaubte sie nie schöner erblicken zu können. — „Ihr fürchtet Euch vor mir," sagte er, als sie nach flüchtiger Berührung ihre Hand schnell aus der seinigen zog. „Gewiß haßt Ihr mich, daß ich Euch von Eurem schönen Schlosse ver-

trieben habe, doch bat ich Eure Mutter, dort zu bleiben, so lange es noch in ihrem Belieben stände. Wo ist Eure Mutter?"

„Sie ist mit der Schwester in die Stadt gegangen, gnädiger Herr —"

„Und Ihr allein hütet das Haus?" rief Albrecht, von dieser Kunde, die seine kühnsten Hoffnungen überstieg, entzückt. „O, dann kann ich mein Glück preisen, daß ich Euch finde und sprechen darf!"

Seine Stimme klang so leidenschaftlich, daß Adelheid, von einer unbestimmten Bangigkeit ergriffen, einen Schritt zurück trat, und ihr braunes Auge sich unwillkührlich fragend zu dem seinigen erhob. Vor dem Feuer in dem seinigen sank es aber gleich wieder zu Boden und sie erbebte.

„Ahnt Ihr nicht, schöne Adelheid, warum ich dies Haus aufgesucht habe?" fragte Albrecht, indem er ihre Hand wieder zu fassen versuchte, die sich ihm jedoch entzog. „Sagt Dein Herz Dir nicht, was ich Dir längst gesagt hätte, wenn ich nicht in fernen Landen gewesen wäre? Sieh mich an, holdes Kind, habe keine Scheu vor mir — bin ich Dir denn so furchtbar, daß Deine schöne Gestalt zittert, wie vor einem Feinde?"

„Gnädigster Herr —" bat Adelheid fassungslos — „meine Mutter —"

„O sprich jetzt nicht von der Mutter! Wenn sie kommt, will ich ihr sagen, was ich Dir jetzt gesagt habe! Du hast meinen Ring erhalten — hast Du ihn, Adelheid? Er ist das Pfand meiner Liebe — ich kann nicht mehr von Dir lassen!"

Sie antwortete nicht, sie war jetzt bleich geworden, und Thränen perlten von ihren tief gesenkten Augenwimpern. So lieblich stand sie vor ihm, ihre Wehrlosigkeit hätte ihn rühren müssen, aber die Leidenschaft tobte in ihm wie eine mächtige Brandung, und er wollte, seiner nur halb noch bewußt, den Arm um ihren schlanken Leib schlagen, sie an seine Brust ziehen, und das Geständniß, das er ihr gethan, mit seinen Lippen auf ihrem unentweihten Munde besiegeln. — Da wurde die Thür des Gemachs heftig aufgerissen, und wie er, von seinem Beginnen schnell ablassend, sich halb erschrocken, halb erzürnt umwandte, sah er eine Frau auf der Schwelle stehen, deren Gesicht und Blick den Ausdruck unverhehlten Unwillens trug. Es war nicht Adelheid's Mutter, sondern eine Frau in der Tracht des Volkes — gewiß die Magd.

„Schämt Euch, Herr!" rief sie ohne alle Um=

stände. „Was untersteht Ihr Euch gegen eine edle Jungfrau?“

„Nun, Frau!“ sagte er, sich fassend. „Du bist sehr dreist! Hinweg mit Dir! Was ich Deinem Fräulein zu sagen habe —“

„Zu sagen!“ unterbrach sie ihn, indem sie furchtlos näher trat und den Arm in die Seite stemmte. „Wenn die Frau Mutter zu Hause sein wird, dann kommt wieder und sagt, was sich geziemt. Weint nicht, gestrenges Fräulein, ich bleibe schon da!“

„Gute Frau Marthe!“ bat Adelheid in tödtlicher Angst.

„Du kennst mich wohl nicht?“ rief jetzt der Markgraf in einem raschen Uebergange seines Wesens vom Zorne zum Staunen, daß eine Frau ihm so unerschrocken entgegen trat, wie es in seiner gereizten Leidenschaft kein Mann so leicht gewagt haben würde.

„Ich mag Euch auch nicht kennen!“ erwiederte die Frau. „Wenn Ihr ein Junker oder gar ein Ritter seid, so macht's Euch wenig Ehre, in das Haus einer einsamen Wittwe von Adel zu dringen — geht und schämt Euch!“

Adelheid wollte sie von Neuem warnen, aber

der Markgraf rief auflachend: „Jetzt kenn' ich Dich aber! Du bist die Tooswirthin!"

„Die bin ich, und viele Leute kennen mich, nach denen ich nicht frage! — Die Frau Mutter kommt gleich, gestrenges Fräulein, ich bin ihr blos voraus gelaufen und hab' draußen den Korb abgesetzt."

Albrecht blickte nach der Thür. — „Nun, so muß ich wohl vor der Frau Wirthin auch mein Visir aufschlagen," sagte er. „Ich bin der Markgraf."

Sie sah ihn staunend an, als traue sie ihren Ohren nicht, aber keine Spur von Schreck oder Furcht zeigte sich in ihrem runden, hübschen Gesicht. — „Wenn das wahr ist," sagte sie, „so bitte ich Euer Gnaden: nichts für ungut! Ich hätt's nimmer geglaubt. Nun, gestrenges Fräulein — ich bin eine ehrliche Frau und weiß, was recht ist."

„Was recht ist — das weiß auch ich!" versetzte der Markgraf, mehr zu Adelheid, als zu der Wirthin gewendet. „Ich warte nur auf Eure Mutter, edles Fräulein."

Adelheid hatte nun auch ihre Fassung so weit wieder gewonnen, daß sie, durch die nahe Ankunft ihrer Mutter beruhigt, den Fürsten mit halber Stimme bitten konnte, der armen Frau, welche

ihn nicht gekannt, ihre dreiste Rede nicht entgelten zu lassen. Doch erröthete sie dabei von Neuem, denn das ganze Bewußtsein der Situation überkam sie wieder, und sie war tief beschämt und gedemüthigt, selbst in den Augen der Frau, welche ihr erst wie ein rettender Engel erschienen war, denn was mußte diese auch von ihr denken!

„Seid ganz ruhig!" erwiederte der Markgraf. „Die Frau weiß, was recht ist, und hat es ehrlich gemeint. Sie soll dafür von mir auch einen guten Rath erhalten. Lauf' nach Deinem Toos, Frau, so schnell Dich Deine Füße tragen können — daheim wartet Jemand auf Dich, den Du nicht gern verfehlen möchtest."

„Daheim warten meine Buben freilich — sonst weiß ich Niemand, um den ich liefe, wie Euer Gnaden sagt."

„Wenn's aber Einer ist, der hexen kann? Blut versprechen, wie?" — Ehe die Tooswirthin antworten konnte, wandte sich der Markgraf wieder Adelheid zu, welche unterdessen nach der Thür gegangen war, denn im Hausflur ließen sich die Stimmen hören, welche ihr Herz mit Trost und Zuversicht erfüllten.

Frau Brigitte mit ihrer jüngsten Tochter trat ein. Als sie den fremden Mann im Zimmer er=

blickte, war sie verwundert, und noch mehr wurde sie es, da sie den Markgrafen gleich erkannte. Er kam ihr entgegen und redete sie, von dem erstaunten Ausdruck in ihren Zügen bestimmt, schnell an. „Ich will nach Eurem Ergehen fragen, da ich gerad' nach Bayreuth gekommen bin," sagte er. „Ihr habt es verschmäht, länger auf Rabenstein zu bleiben, und ich bat Euch doch darum. Seid meines Beileids gewiß."

Sie dankte ihm, doch vermißte er in ihrem Tone den freundlichen Klang, der ihm einst, als sie ihn auf Rabenstein beherbergt, so angenehm gewesen war. Auch fand er sie in ihrem Aussehen sehr verändert; sie war in den wenigen Monden seit dem Tode ihres Mannes so gealtert, wie er es nie für möglich gehalten hätte, ein Beweis, wie aufrichtig ihr Gram um ihn war. Der Fürst hatte Agnes, ihre jüngste Tochter, welche mit ihr gekommen war, nur im Eintreten mit gegrüßt, und wäre er in diesem Moment ganz freien Geistes gewesen, so würde er in dem Blicke ihrer blauen Augen, der ihn traf, noch mehr als Erstaunen gelesen haben. Aber er hatte das nicht bemerkt, und als er sich jetzt an sie wenden wollte, war sie mit ihrer Schwester ganz zurückgetreten. — „Gestattet meinen Kindern, gnädiger Herr, daß sie uns ver-

lassen," sagte die Mutter. „Ich bitte auch um Entschuldigung, wenn ich Eure Gnaden nicht empfangen kann, wie es sich für die Theilnahme, die Ihr meinem Unglück beweiset, wohl ziemte —"

„Davon redet nicht!" unterbrach sie Albrecht. „Es sollte mir leid thun, wenn meine Gegenwart die holden Jungfrauen verscheuchte, doch habe ich hier nichts zu gestatten und nichts zu verwehren."

Die Schwestern verneigten sich vor ihm und verließen das Gemach, ohne ein Wort zu sagen; die Tooswirthin, welche mit ihren hellen Augen den Fürsten und die Mutter beobachtet hatte, folgte ihnen. Als Frau Brigitte mit dem Markgrafen jetzt allein war, bat sie ihn, sich niederzulassen, und er faßte denn gleich den Moment auf, um den Grund, durch welchen er sein Hiersein am besten decken konnte, vorzutragen.

„Edle Frau," begann er, „was mich hergeführt war nicht allein die Theilnahme, die ich aufrichtig an Eurem harten Geschick hege, und die Euch, wie ich hoffe, Euer Neffe Wolf Schott schon von meiner Seite ausgesprochen hat. Es ist vielmehr der Wunsch, Euch auch wahrhaft zu dienen, wie ich es dem Andenken eines so getreuen Lehnsmannes und Ritters, wie Herr Balthasar gewesen, schuldig bin."

Brigittens Augen füllten sich mit Thränen, und die scharfen Linien, welche der Gram um ihren einst so blühenden Mund eingegraben hatte, traten schmerzlicher zuckend hervor. Sie konnte dem Fürsten nur mit einer leichten Neigung auf die wohlthuenden Worte ihre Erkenntlichkeit ausdrücken.

„Ihr habt so lange und so glücklich auf Schloß Rabenstein gelebt —" fuhr Albrecht fort, dem es in diesem Augenblicke gewiß Ernst war mit dem Gefühl, das er aussprach, — „das Lehn aber ist Mannlehn und ich kann das nicht ändern. Noch habe ich es nicht vergeben, nur einen Amtmann dort eingesetzt. Ich hatte einst im Sinne, es einem nahen Verwandten Eures verstorbenen Herrn zu verleihen, aber mit dem — ist es nun anders geworden, der hat sich einen andern, einen höhern Herrn erwählt, als mich — wie Ihr wissen werdet."

„Eure Gnaden meint den Wolf Schott —?" fragte Brigitte aufmerksam geworden. „Wir wissen nichts von ihm, seit er sich Eure Ungnade zugezogen hat."

„Auch nicht, wodurch das geschehen?" entgegnete der Markgraf lebhaft, und da sie dem prüfenden Blicke seiner Augen mit den ihrigen ruhig begegnete und seine Frage einfach verneinte, sprach

er: „Ich glaub's schon. Er ist nun im Dienste des Kaisers, der — wenn nicht Ereignisse eintreten — besser für ihn sorgen wird, als ich thun konnte. So trete ich denn mit meiner eigentlichen Absicht hervor. Ich habe ein Versprechen gegeben, das mich bindet. Es betrifft den Fritz, den Sohn und Erben des Marschalls Rochus von Streitberg, und Ihr habt dabei auch ein Wort zu sagen."

Bei diesem Namen trat ein schwaches Roth in Brigittens vom Harm gebleichte Wangen, und ihr Auge leuchtete für einen Moment wie sonst. „Wie ich Euer Gnaden verstehe, gedenkt Ihr Rabenstein dem Junker Friedrich von Streitberg zu verleihen — Ihr seid der Lehnsherr, was kann ich dabei sagen? Ihr spottet mein, gnädiger Herr."

„Wie könnte ich das und gerade jetzt?" rief er. „Das Wort, das Ihr dabei zu sagen habt, ist gar wichtig. Ich habe dem Fritz oder vielmehr seinem Vater meine Fürsprache bei Euch verheißen."

Frau Brigitte hatte ihn schon vorher verstanden und konnte nicht mehr ausweichen. „Es wäre thöricht, gnädiger Herr," erwiederte sie, „wenn ich mich verstellen wollte, als begriffe ich die Meinung Eurer Gnaden nicht. Aber ich kann darauf

nur sagen, daß die Ehre, welche meinem Hause zugedacht ist —"

„Ihr wollt doch nicht abermals Nein sagen?" unterbrach sie Albrecht mit Lebhaftigkeit. „Welchen Grund könntet Ihr dazu haben?"

„Gnädigster Fürst — werft Euren Unwillen nicht auf mich und mein Kind — aber mein Herr auf dem Sterbebette hat mir gesagt: thue, was eine Mutter thun muß an ihren Kindern, zwinge, überrede sie niemals — wenn sie selbst Abneigung fühlen — sie sollen glücklich werden!"

Albrecht schwieg eine Weile, ergriffen von der tiefen Bewegung, welche sich Brigittens bei der Erinnerung an jene ernste Stunde und die letzten Worte der Vaterliebe bemeistert hatte. Dann sagte er: „Warum sollte aber Eure Tochter gegen Fritz eine Abneigung fühlen, warum nicht mit ihm glücklich werden? Wißt Ihr es auch bestimmt?"

„Ich weiß es, gnädiger Herr," antwortete die Mutter.

„Darf ich mit dem Fräulein selbst sprechen?" fragte er rasch.

Sie blickte ihn an, daß er wohl fühlen konnte, wie dieser Einfall in all' seiner Unschicklichkeit sie verletzt hatte. „Verzeiht mir, edle Frau," sagte er, „wenn der Wunsch für Eure Ruhe, die Ihr

auf Rabenstein wiederfinden würdet, wenn Eure Tochter dort dem Schloßherrn vermählt wäre, wenn auch mein Wort, das ich dem Streitberger gegeben, mich freimüthig reden läßt. Ihr solltet wenigstens Bedenkzeit nehmen."

„Es wäre ein falsches Spiel mit einem wackern Manne, für den ich den Junker von Streitberg halte, wenn ich ihn mit einer eitlen Hoffnung hinhalten wollte, und aus welchem Grunde sollte ich das thun?"

„Das ist also Euer letztes Wort auf meine Fürbitte?" fragte Albrecht, indem seine Stirn sich bewölkte.

„Ich kann nicht anders, gnädiger Herr," erwiederte Brigitte. „Ich bin es meinem in Gott ruhenden Herrn und meinem Kinde schuldig. Nehmt meinen heißen Dank für die edle Absicht, die meiner dabei gedacht hat, und zürnt uns nicht, daß wir Eurem Wunsche nicht freudig zusagen können. Dem Herzen läßt sich nicht gebieten."

Albrecht fühlte die Wahrheit dieser Worte, denn auch sein Herz wallte in diesem Moment mächtig empor, es war ein Anklang in seiner Tiefe geweckt worden. Wie mit Sturmesgewalt rauschte es über ihn daher: es war das Bewußtsein dessen, was er zu Adelheid in der kurzen Zeit ihres

Alleinseins mit ihr heut gesprochen hatte, es war die Gewißheit, daß gleich nach seinem Abschiede die Mutter Alles erfahren würde, wenn nicht — —! Hier stockte ihm das Blut vor dem berauschenden Gedanken, um dann nur desto wilder aufzuschäumen: dann, ja dann freilich würde Adelheid schweigen, dann konnte er hoffen auf eine glückliche Zukunft! Und in dieser Hoffnung, welche in dem heißblütigen Manne, der an keine Versagung gewöhnt war, schon fast zur Zuversicht wurde, erhob er sich und sagte zu der Mutter: „Ihr habt recht. Dem Herzen läßt sich nicht gebieten. Welche Wendung auch Alles nehmen möge, ich werde Euch an diese Worte erinnern. — Der arme Fritz," fuhr er schnell fort, als er Brigittens kluge Augen, als wollten sie den Sinn der seltsamen Aeußerung erforschen, auf sich gerichtet sah, „der arme Freier muß sich bescheiden oder trösten, wie er kann. Ich lege es in Eure Hand, ob Ihr Eurer Tochter — Agnes, nicht wahr? — noch einmal sein treues Ausharren vorstellen wollt. Behüt' Euch denn Gott! Es trifft sich vielleicht einmal — doch ich will Euch nicht länger schwer fallen."

Er brach hastig auf, denn er wurde immer mehr inne, daß er hier nicht auf sicherm Boden stand. Frau Brigitte entschuldigte sich nochmals,

daß sie ihn nicht aufgenommen habe, wie es ihrem Fürsten gezieme; als er aber geschieden war, ohne alle Begleitung, wie er gekommen, da fiel sie einen Augenblick in tiefe Gedanken, von denen sie sich gleich losriß, um ihre Kinder aufzusuchen. Sie fand Beide in tiefer Bewegung, Adelheid, niedergeschlagen, wagte das Auge nicht zu der Mutter zu erheben, Agnes aber glühte vor jungfräulichem Zorne, welchen die Erzählung ihrer Schwester, die sie fast erzwingen müssen, in ihrer Seele erregt hatte. Und Adelheid hatte ihn noch entschuldigen wollen. „Sag' es der Mutter!“ rief sie, als diese eintrat. „Oder wenn Du Dich schämst, will ich es erzählen. Denke Dir, Mutter — er hat gewagt, zu Adelheid, da er sie allein überrascht hatte, in kränkenden Scherzreden zu sprechen, als habe er gar nicht nöthig, seiner leichtfertigen Zunge gegen uns einen Zügel anzulegen, er hat sie an den Ring erinnert, den er ihr durch Wolf geschickt und den sie Dir gegeben hat, o, daß Wolf dazu gekommen wäre, statt der Frau Marthe! Oder ich! Ich würde den Muth gehabt haben, ihm sein unritterliches Benehmen zu verweisen!“ Adelheid hatte ihr noch nicht Alles vertraut, oder hatte sie in ihrer grenzenlosen Verwirrung nicht gesehen, wie weit ihn die ungezähmte Leidenschaft hinzureißen drohte?

Die Mutter suchte Agnes zu beruhigen, sie schonte Adelheid und forschte nicht weiter — wie besorgt sie auch ihr Kind anblickte, sie unterdrückte gewaltsam jede ungewöhnliche Aeußerung ihres bangen Gefühls, und gewann es sogar über sich, des Markgrafen freies Benehmen durch sein Kriegsleben, wo feinere Sitte nicht gedeiht, zu erklären. Aber Agnes war zu empört, um sich durch diese Erklärung beschwichtigen zu lassen.

„Feinere Sitten wird er wohl haben, wenn er es nur werth hält, sie zu zeigen!" rief sie. „Wie würde ihn der römische König sonst zum Brautführer seiner Tochter genommen haben, wovon uns Wolf erzählt hat? Aber er schätzt uns gering, weil wir keinen Beschützer haben! Wenn der Vater noch lebte, nimmer würde er das gewagt haben!"

Hier brach der kindliche Gram auch bei ihr wiederum hervor und löschte den Zorn in Thränen. Die Mutter zog ihre beiden Kinder an ihr Herz und weinte mit ihnen. Wohl fühlte sie in dieser Stunde bitter, daß der Beschützer, der sonst ihr ganzes Leben gelenkt und geschirmt hatte, ihr fehlte, und daß sie auf sich allein gewiesen war! Aber sie faßte sich mit aller Seelenkraft, denn die Pflichten, die er sonst so stark und treu geübt,

waren nun auf sie übergegangen, und sie mußte an seiner Statt für das Glück ihrer Kinder sorgen. Sie richtete daher ihr Auge liebevoll auf Beide und sprach ihnen innig zu, daß sie bald wieder Vertrauen faßten. Es schien ihr nothwendig, Adelheid ihre Unbefangenheit zurückzugeben, indem sie erklärte, daß der Markgraf doch einen berechtigten Anlaß gehabt, ihr Haus aufzusuchen; bei Agnes fürchtete sie dadurch nichts, denn sie konnte sich nicht über deren Herz getäuscht haben: wenn auch Agnes nicht ahnte, daß die Mutter um dessen zartes Geheimniß wußte. Sie gab in kurzen und wohlgewählten Worten Bericht von dem Anliegen des Fürsten, und Agnes erbebte doch, ihr Auge hing mit einer ängstlichen Frage an den Lippen der Mutter, ehe diese kund gethan, welchen Bescheid sie der Fürsprache des Markgrafen gegeben hatte, als sie aber denselben vernommen, rief sie freudig und dankbar: „So ist es recht! Was mein Vater gesagt, daran kann kein Buchstab' geändert werden! Glaubt der gnädige Herr, er könne jede Jungfrau in Franken nach Gunst und Belieben verschenken? — Und wie stattlich ist er als Brautwerber erschienen! Wenn der ärmste Hummelbauer im Mistelgau für einen Andern freien will, kommt er mit Bändern

am großen Hut und einem Strauß vor der Brust, und der mächtige Herr Markgraf zu Brandenburg schleicht sich allein, ohne einen einzigen Edelknaben oder Knecht, nach Sanct Georgen heraus, als schäme er sich unserer Niedrigkeit! O, daß Wolf noch hier wäre, er hätte das nimmermehr geduldet!"

„Laßt uns die Sache vergessen," bat die Mutter. „Von Wolf hat er mir aber gesagt, daß er in den Dienst des Kaisers getreten ist." Sie vermied es, Agnes bei dieser Mittheilung anzublicken, doch entging es ihren Augen nicht, daß Agnes lebhaft erröthete; Adelheid nahm sich sogleich der Schwester an und fragte nach den näheren Verhältnissen, von welchen aber die Mutter nichts wußte, denn es war keine Gelegenheit mehr gewesen, den Markgrafen danach zu fragen. Albrecht hätte ihr nicht einmal Bescheid geben können. Sie wiederholte nur, daß nach den Aeußerungen des Fürsten Wolf's Zukunft gesichert sei, da der Kaiser für ihn sorgen werde.

„O ja! Der Kaiser kennt ihn," sprach Adelheid. „Du hast es selbst der Base Judith gesagt, als Du ihr einmal Vorstellungen machtest, daß sie stolz auf ihren Sohn sein könne."

„Wirst Du es der Base Judith nicht sagen

lassen?“ fragte Agnes, die sich nun wieder gefaßt hatte, so daß sie frei sprechen konnte, ohne sich weiter zu verrathen. „Sie sorgt doch wohl in ihrem Herzen um den Sohn, wo er wohl weilen und wie es ihm ergehen mag! Frau Marthe ist noch hier, und wenn sie heim geht, macht sie wohl den kleinen Weg nach dem Kohlstein, oder schickt ihren Knecht dahin.“

„Glaubst Du, daß ihr Wolf nicht schon eine Nachricht hat zukommen lassen?“ fragte Frau Brigitte.

„Nein, Mutter!“ rief Agnes lebhaft, und als diese, über die entschiedene Behauptung verwundert, nach ihrem Grunde fragte, kehrte die kaum überwundene Verlegenheit lieblicher zurück, aber sie sagte doch herzhaft: „Dann hätte wohl der Wolf auch zu uns geschickt — meinst Du nicht?“

Frau Brigitte rief die Tooswirthin herein, welche sich draußen zur Heimkehr rüstete, wenn sie auch heut bei dem kurzen Tage nicht weiter als bis Volsbach kommen konnte, wo sie bei ihrer Freundschaft übernachten wollte. Sie hatte in Bayreuth auch einen alten Vetter, der sie zu seiner Erbin eingesetzt und darum hergerufen hatte, um mit ihr zu sprechen: es war aber gewesen, damit sie einen guten Freund sehen sollte, den er

ihr zum Manne zugedacht hatte. Frau Martha ließ sich jedoch nicht so leicht einfangen; wenn auch der Freund ihres Vetters ein stattlicher Bürger von gesetzten Jahren war, so hatte sie doch von Heirathen nichts hören wollen, und selbst die Erbschaft, die ihr der Vetter zu entziehen gedroht, auf's Spiel gesetzt. „Thu' der Herr Vetter, wie's ihm gefallt!" hatte sie gesagt. „Ich werd' ihn darum nicht schelten. Mein Mann selig hat im Toos gewirthschaftet und ist ihm nichts abgegangen, meine Buben werden's auch." Der Vetter hatte endlich gelacht und ihr die Hand gegeben. „Schad' um Dich, Marthe! Bist noch so jung und könntest einen Mann brauchen!" was sie aber entschieden geläugnet. Alles das hatte sie der Frau von Rabenstein erzählt, welche sie in der Stadt getroffen und dann nach Sanct Georgen begleitet, wohin sie diese, um ihr ein kleines Geschenk an den alten Thorwart in Rabenstein mitzugeben, eingeladen hatte. Dieser, wie alle Schloßleute, hingen noch mit großer Liebe an ihrer alten Herrschaft, und der Amtmann, welchen der Markgraf einstweilen dort eingesetzt hatte, war nicht im Stande gewesen, sich eine gleiche Zuneigung zu erwerben. Als Frau Brigitte der Tooswirthin sagte, daß sie ihr noch ein Brieflein an ihre Schwägerin

mitgeben wolle, die nun auf dem Kohlstein beim Junker Sebald wohnte, sagte die Wirthin: „Das will ich gleich schicken, so wie ich zu Haus bin. Der Jäckele hat mich schon lang' gebeten, daß ich ihn nach dem Kohlstein gehen lasse — er möcht' seine gestrenge Frau Schott gern einmal sehen, es läßt ihm gar keine Ruh. Vor'm Winter, daß ich's sage, war einmal ein fremder Kriegsmann bei uns — der —" sie lachte dabei mit einer gewissen Verlegenheit, die ihrem freundlichen Gesichte gut stand — „der verstand sich darauf, das Blut zu besprechen." Und sie erzählte, was ihr mit der Streitaxt ihres verstorbenen Mannes begegnet, und wie der fremde Kriegsmann, der schon vorher einmal bei ihr eingesprochen, gerad' dazu gekommen war und ihr durch irgend einen Spruch oder was sonst — hier lachte sie wieder halb verschämt, denn sie wußte wohl, daß er ihr die Wunde geküßt — das Blut mit einem Male zum Stehen gebracht hatte. „Nun schaut, gestrenge Frau, der Jäckele will jetzt darauf sterben, daß der Mann, weil er gar so viel und so Gutes vom Cunz Schott geredet, der sonst auf der Streitburg gesessen — Euer Gefreundter, edle Frau, ich weiß wohl — ja, der Jäckele meint, daß der Kriegsmann kein Anderer gewesen, als der Junker Conrad, der

nach seines Vaters grausamem Tode in die weite Welt gelaufen ist.“ —

Frau von Rabenstein und ihre Töchter waren von dieser Mittheilung im höchsten Grade betroffen, sie hatten keine Ahnung, wie das eigentlich Alles zusammenhing, sie wußten nicht, daß der Mann, welchen die Wirthin meinte, derselbe sei, welcher damals Frau Judith hatte zum Schloßbauer rufen lassen, diese an sich gleichgültige Sache fiel ihnen auch wohl jetzt gar nicht ein, aber daß eine Möglichkeit vorhanden, Judith könne ihren Liebling wiedersehen, dessen Verlust ihre Seele fast noch mehr als der Tod ihres Mannes verdüstert hatte, regte ihren lebhaftesten Antheil auf, und sie forschten eifrig nach den näheren Umständen. Als die Wirthin sich darüber ausließ, erwachte in Frau Brigitten zuerst die Erinnerung an jenen unbedeutenden Vorfall, und sie brachte ihn schnell mit Allem in Verbindung.

„Und wo mag er jetzt sein? Warum hat er sich nicht zu erkennen gegeben? Oder hat er das doch gethan, wenn Du recht haben solltest, daß er wirklich Conrad Schott gewesen? Es wäre ja ganz unmöglich, daß er sich gegen seine Mutter verläugnet hätte! Weißt Du, wo er jetzt ist, da er doch wieder bei Dir gewesen?“

„Ich glaub' schon, daß es Seine Gnaden, der Markgraf weiß," erwiederte die Wirthin. „Denn er sagte mir vorhin etwas davon — und nun ich ihn wiedergesehen hab', weiß ich auch, daß der Herr, der gleichfalls mit d'rin war, als ich mich beinah' verblutet hab', der Fürst gewesen ist. Er mag mir nun bös sein," setzte sie mit einem verstohlenen Blicke auf Adelheid hinzu. „Die gestrenge Frau wird schon Alles wissen."

„Du bist brav und rechtschaffen," sagte Frau Brigitte. „Hast meiner Tochter eine große Verlegenheit erspart — der Markgraf hatte mir etwas zu sagen, und da er mich nicht fand, wollte er es meiner Tochter anvertrauen, es war aber gut, daß Du kamst und meine Heimkehr meldetest."

In Martha's Kopf mochten sich bei dieser Erklärung, welche Frau von Rabenstein für nöthig fand, wunderliche Gedanken jagen. Erst lächelte sie etwas ungläubig, denn was sie von des Fürsten lauter Stimme gehört und was sie beim Eintritt gesehen hatte, ließ sie sich nicht ausstreiten, auch war sie zu klug, um sich etwas aufreden zu lassen — in solchen Dingen sieht auch eine einfache Frau scharf; auf einmal kam ihr aber ein Gedanke, der ihr das Blut in's Gesicht trieb. Wenn's dem Herrn am Ende gar ehrbarer Ernst

gewesen wäre, wenn er's wirklich auch der Frau Mutter hatte sagen wollen? Er war ja der Herr, konnte thun und lassen, was ihm beliebte — was brauchte er sich um fürstliche Geburt zu kümmern! War nicht Fräulein Adelheid so lieb und adelig, wie nur eine fürstliche Jungfrau sein konnte? — „Ja, gestrenge Frau, wenn das ist," sagte sie, „so wär's wohl besser gewesen, ich wär' draußen geblieben! Er sagte: was recht ist, das weiß auch ich, und zum Fräulein, daß er nur auf die Frau Mutter warte. Ich bin sehr dumm gewesen, gestrenge Frau!"

Ob Frau Brigitte ahnen mochte, was die ehrliche Tooswirthin mit ihren Blicken auf Adelheid, welche etwas Bewunderndes hatten, meinte? Sie hielt es auf jeden Fall für das Beste, nicht weiter darauf einzugehen, sondern bat Martha nur, sich noch einen Augenblick zu gedulden, das Brieflein, das sie ihr mitgeben wolle, werde nur ganz kurz sein. Als sie es schrieb und ihrer Schwägerin mittheilte, was sie vom Markgrafen über Wolf gehört, überkam sie der Gedanke an den ältesten, den verlorenen Sohn wieder, und hier stand sie vor einem Räthsel. Wenn Conrad zurückgekehrt war, wenn er seine Mutter wiedergesehen hatte, warum hatte Judith es denen, die ihr am Nächsten

standen, verschwiegen; warum wußte Wolf nichts von seinem Bruder? Es kostete Brigitten Ueberwindung, nichts von dem, was ihr die Tooswirthin erzählt, in ihre Zeilen einfließen zu lassen, doch wollte sie sich weder in ein Vertrauen drängen, das ihr vorenthalten wurde, noch, wenn Alles nur leere Vermuthung war, die arme Mutter beunruhigen. Mochte der Knecht, der ihrem Herrn gedient, wie Brigitte wußte, mit ihr zuerst davon reden, er hatte vielleicht ein Recht zu seiner Behauptung, das Niemand sonst ahnte. Der Brief wurde nur leicht mit einem Faden versehen, er enthielt ja blos eine frohe Nachricht, kein Geheimniß. Frau Martha machte sich damit bald auf den Weg, und sah mit ganz eigenen Gefühlen, als sie von der Mainbrücke rechts bog, zu der neugebauten fürstlichen Residenz empor. War es denn möglich?

Droben stand Markgraf Albrecht in seinem Zimmer allein. Er war in übelster Laune heimgekehrt, erbittert, ja ergrimmt über sich selbst. Wie er wieder in die Stadt, die ihm gehorchte, in seine Schloßburg, unter die Diener und Knechte, denen ein Wink seines stolzen Auges als Befehl galt, zurückgekommen war, hatte ihn das Bewußtsein dessen, was er in unbegreiflicher Schwäche ge-

than und geduldet hatte, ergriffen und mit Scham über sich selbst erfüllt. War er der Albrecht Alcibiades noch? Hatte er in erbärmlichem Minneleid wie ein girrender Tauber gebuhlt, statt wie der Aar mit starken Fängen seine Beute davon zu tragen? Sich von einem niedriggeborenen Weibe frech beschämen lassen, ihr sogar recht gegeben in Ehrbarkeit und Tugend? War er, der Fürst des Landes, mit seinem Wunsche, die Tochter eines Vasallen an den, dem er sie geben wollte, vermählt zu sehen, schnöde abgewiesen worden, und hatte sich zahm gefügt? Welche neue Schmach stand ihm bevor, wenn er jetzt dem Marschall Rochus sagen mußte: ich bin mit meiner Werbung für Deinen Sohn ebenso verunglückt, wie der Landnarr Sebald! Wild stampfte Albrecht mit dem Fuße bei diesem Gedanken, und er gelobte sich, Alles, was er wie verzaubert zur Ohnmacht über sich hatte ergehen lassen, wieder gut zu machen. Ein Zauber war es freilich gewesen, der ihn für eine kurze Zeit seiner eigensten Natur entfremdet hatte: der Zauber reiner Weiblichkeit; er hatte ihn schon einmal gefühlt auf Rabenstein, nur war er seiner nicht bewußt geworden, heut aber, wo er ihn wie mit Ketten gebunden hatte, verläugnete er seinen edlen Ursprung. O, wäre doch Wolf hier gewesen!

Agnes hatte recht mit diesem sehnsüchtigen Wunsche. Wolf hatte auf seinen Herrn, so weit das möglich, stets den günstigsten Einfluß geübt!

Bei allem Zorn aber über sich und Andere verließ den Fürsten Adelheid's liebliches und verlockendes Bild keinen Augenblick. Jeder Zug ihres sanften Gesichts, der süße Blick ihrer braunen Augen, die schlanke, schöne Gestalt in ihrer mädchenhaft demüthigen Haltung schwebte ihm unaufhörlich vor, und was er einst zu Wolf Schott gesagt, klang wieder in seiner Seele: sie ist werth eine Fürstenkrone zu tragen! Gewaltsam entriß er sich endlich den Gedanken, die ihn immer wilder bestürmten, und ließ den Kanzler, die Räthe, den Kastner, Alle nach einander rufen, mit denen er Geschäfte zu ordnen, oder Maßregeln für seine nächsten Ziele zu besprechen hatte. Durch angestrengte Thätigkeit suchte er sich den weichlichen Liebesträumen, wie er sie schalt, zu entziehen, und seine Räthe hatten in den zwei Tagen, welche er noch in Bayreuth zubrachte, einen schweren Stand mit ihm, denn seine Kraft schien mit der Anstrengung zu wachsen, er gönnte ihnen keine Ruhe bis tief in die Nacht hinein, und ließ sie schon am frühsten Morgen wieder zu sich entbieten. Als er endlich den Aufbruch befahl, mußten

ihm noch Mehrere, die er bei der bevorstehenden Musterung sich zugesellen wollte, nach der Plassenburg folgen. Auch die Sorge um die Zukunft des Landes lastete schwer auf den Gemüthern, Niemand konnte sich mehr darüber täuschen, daß es nicht blos dessen Sicherstellung war, die der Fürst bei seinen furchtbaren Rüstungen bezweckte, sondern daß er einen großen Schlag im Sinne führe, und gegen wen derselbe sich richten werde, darüber war man hier weniger im Zweifel, als zu Innsbruck. Das, was jenseit der Berge in sächsischen Landen vorging, ließ berechtigte Schlüsse ziehen.

Auf der Plassenburg meldete sich bei dem einreitenden Markgrafen sein böser Gesell, wie Viele insgeheim den Junker Cunz Geier nannten. Albrecht beschied ihn augenblicklich zu sich, und nachdem er sich kaum der Reisekleider entledigt hatte, ließ er ihn in sein Gemach treten.

„Du bist im Toos gewesen?" fuhr er ihn an.

„Euer Gnaden haben mir den Toos nicht verboten," erwiederte Cunz, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Hast das Weib nicht gefunden? Was willst Du mit ihr? Ist's Deine Liebste?"

„Sie ist eine ehrliche Frau, gnädiger Herr,“ versetzte Cunz. „Auch war sie nicht daheim, und ich bin nicht dort geblieben.“

Der Markgraf schien sich eine Weile zu besinnen, er spielte mit seinem Dolchgriff, endlich blickte er stolz auf. „Du bist ein alter Kriegsmann, der nicht viel fragt, sondern rasch zur That ist, ich will Dir einen Auftrag geben. Weißt Du Bescheid in Bayreuth?“

Cunz bejahte es.

„Ueber der Brücke steht ein Haus, das einzig stattliche unter den Hütten —“

„Ich kenne das Haus,“ sagte Cunz.

„Merk' denn auf, was ich Dir befehle. Du nimmst zwei bewaffnete Knechte und einen Wagen mit Dir — auf meinen Befehl, sagst Du. Wähle die Knechte aus, fremde, sag' ich Dir, es sind Böhmen dabei, die kaum Deutsch verstehen, die nimm. Was glotzest Du mich an, verstehst Du auch kein Deutsch?“

„Gnädiger Herr, das soll wohl ein Ueberfall werden?“

„Du hast nicht zu fragen, nur zu gehorchen!“ rief der Markgraf. „In dem Hause, das ich Dir bezeichnet habe, wohnt eine Frau mit ihren bei-

den Töchtern — die eine hab' ich einem getreuen Diener zur Frau zugesagt, hab' ihm mein Wort gegeben, das muß ich lösen! Die Mutter hat sich erdreistet, mir zu widersprechen — Du sollst meinen Willen durchsetzen, Cunz. Mach', daß es kein Aufsehen, keinen Zusammenlauf giebt — zur Dunkelheit mußt Du dort eintreffen, sonst führ' es aus, wie Du willst. Die beiden Töchter, hörst Du? Beide! bringst Du fort, kümmerst Dich um nichts — einen alten Kriegsgesellen wird Weibsgeschrei nicht schrecken — Du fährst, ohne Dich aufzuhalten, die Nacht hindurch nach Hohen-Berneck, kennst Du das Schloß über dem Städtchen an der Oelsnitz? Dort soll der Burgwart auf meinen Befehl Dich einlassen und den beiden Jungfrauen Wohnung bereiten. Aber Beide bringst Du dahin, bei Gefahr Deines Kopfes!"

Das dunkle Gesicht Conrad Schott's hatte sich bei dieser rauh und hastig vorgebrachten Rede seines Herrn noch dunkler gefärbt, und seine schwarzen Augen sprühten ein Feuer, welches dem Markgrafen, hätte er ihn eines Blickes gewürdigt, wahrhaft dämonisch erschienen wäre. Als der Fürst ausgesprochen hatte, sagte Conrad mit einer, vor innerer Bewegung bebenden Stimme: „Die Frau, der Euer Gnaden die Töchter rauben will, ist die

Wittwe Balthasar's von Rabenstein! Und Ihr seid ein Schirmherr der Wittwen und Waisen!"

Der Markgraf, von diesem Vorwurf getroffen, fuhr heftig auf: „Was geht's Dich an!"

„Ich bin Euer Diener, doch hier kann ich Euch nicht gehorchen," sagte Conrad in einem Tone, der kaum minder gemäßigt war.

Der Fürst, auf das Aeußerste gereizt, hob die Hand zum entehrenden Schlage — Conrad Schott trat einen Schritt zurück, und legte mit wilder Geberde die Rechte an seinen Schwertgriff. Es war ein Moment, an welchem Leben und Tod hing. Albrecht kam aber schnell zur Besinnung, und gerade dieser Trotz, der zu sehr seiner eigenen Natur entsprach, hatte für ihn etwas Gewinnendes, daß er über dem Wohlgefallen daran im raschen Wechsel seiner Laune fast die Ursache vergaß, welche seinen Zorn hervorgerufen hatte.

„Du bist mein Mann!" rief er. „Hast zwar Hand und Kopf verwirkt, daß Du mir mit dem Degen gedroht, aber ich will's nicht gesehen haben! Tritt ab und hüte Dich, ein Wort von dem, was ich Dir gesagt, einem Menschen zu entdecken!" Conrad entfernte sich ohne ein Wort der Entschuldigung, draußen aber preßte er den

Goldgriff seiner Wehr an die Brust, und es that ihm leid, daß es nicht anders gekommen war.

Der Markgraf aber, nun die Aufregung vorüber, versank in tiefe Gedanken. Das Wort, das der Geier ihm kühn in's Antlitz gesagt, hatte ihn doch getroffen, wie ein zweischneidig Schwert.

Achtes Kapitel.

Auf dem Fichtelgebirg schmolz der Schnee schon, in diesem Frühling sehr zeitig. Die Kuppen, an denen der Blick der Bewohner die Wetterzeichen zu erkennen weiß, klärten sich; der schöngerundete Kornberg in der äußern Kette, welche die innere Hochebene umschließt, hatte seine Haube abgelegt, auf den düsteren, waldumgürteten Massen der Centralkette vom Rudolphstein mit seiner Krone von Felszacken bis zur Platte und über die tiefe Senkung hinweg zu den beiden Hörnern der Kösseine dampften und wogten die Nebel nicht mehr, aus denen sich die Wolken, nach allen Himmelsgegenden wie die Flüsse dieses Gebirgs, landeinwärts ziehend, gestalteten. In den weiten, sonnigen

Thälern sproßte schon das lichte Grün, die Knospen schwollen und drängten ihre Hüllen zu sprengen, und wie hoch in den Lüften die jubelnden Lerchen schwebten, so regte sich überall auf der Erde der Menschen Fleiß in Feld und Flur.

Aber auch, was sich im Rathe während des Winters still vorbereitet hatte, drängte sich nun an das Licht, und es war keine Zeit mehr zu säumen. Im fränkischen Lande erscholl jetzt der Waffenruf, und die Lehnsleute, welche sich nicht zu entschuldigen vermocht, mußten aufsitzen, dem Gebote ihres Fürsten zu folgen. Auch die geworbenen Schaaren, welche von ihren Hauptleuten und Rittmeistern, wie es Brauch, mit Handgeld verpflichtet, sonst aber nicht zusammengezogen waren, erhielten nun Befehl, sich zu stellen, und auf allen Wegen sah man die Kriegsgesellen in beliebiger Wehr und Rüstung den Sammelplätzen zuziehen. Markgraf Albrecht weilte noch auf seiner Plassenburg. Er hatte durch seine Kundschafter eine wichtige Nachricht erhalten, in Folge deren er sogleich den Junker von Streitberg, den er aus Gründen nicht gern sah, zu sich bescheiden ließ. Friedrich, welcher die Lehnsfolge zu persönlichem Kriegsdienst für Streitberg leistete, war schon in Culmbach mit der vorgeschriebenen Zahl von

Pferden eingezogen und beeilte sich, dem Herrn, der ihn rufen ließ, gewärtig zu sein. Der Markgraf empfing ihn mit finsterer Stirn, er sah in dem Auge des jungen Streitbergers stets einen Vorwurf für sich.

„Du bist lange am Hofe meines Herrn Vetters in der Neumark gewesen," redete er ihn sogleich an. „Kennst Du den markgräflichen Rath und Hauptmann im Lande Sternberg, Hans von Minckwitz?"

„Den kenne ich wohl," antwortete Fritz von Streitberg unbedenklich, obgleich bei näherer Ueberlegung doch Zweifel daran in ihm hätten aufsteigen sollen. Wie hätte er sich aber zu irgend einer Mangelhaftigkeit bekennen mögen!

„Wohlan! So begieb Dich gleich auf nächstem Wege nach Erlangen an die Straße, die von Bamberg nach Ansbach führt. Der Cunz Geier mit zehn reisigen Knechten soll Dich begleiten. Dort warte auf den märkischen Hauptmann, er ist schon herein, hat einen Umweg gemacht, um das Culmbachische wenig zu berühren — Du kennst ihn, er kann Dir also nicht entgehen. Am besten hebst Du ihn auf, wenn er in einer Herberge übernachtet, in Baiersdorf oder Erlangen, wie sich's trifft. Begegnest Du ihm aber auf offener Landstraße,

so stellst Du ihn ohne Weiteres, und wenn er sich zur Wehr setzen will, wirfst Du ihn nieder und nimmst ihn gefangen."

Der Junker war offenbar in einiger Bestürzung über diesen Auftrag, doch schien es der Fürst nicht zu bemerken, denn er fuhr ruhig fort: „Wenn das geschehen ist, so bringst Du den Hauptmann nach dem Schlosse Scharfeneck, das bei Baiersdorf liegt, dort soll er in ritterlicher Haft gehalten werden. Das Weitere geht Dich nichts an, aber alle Briefschaften und Papiere, welche der Minckwitz bei sich führt, nimmst Du in Beschlag, die muß ich haben." Jetzt sah er den Junker fest an und sagte scharf: „Dir scheint die Sache bedenklich! Es ist wohl Dein erster Ritt im Harnisch?"

Vor dem Spotte wurde Fritz von Streitberg roth, doch wagte er ihn nicht zurückzuweisen, ebenso wenig gegen den Auftrag, der ihm nicht gefiel, etwas einzuwenden. Freilich, der Rath des Markgrafen Hans, wie sich der eitle junge Mensch wenigstens einbildete, mußte ihn vom Hofe zu Küstrin her noch von Angesicht kennen, und er lud doch eine große Undankbarkeit auf sich, wenn er sich hier zum Werkzeuge brauchen ließ, einen der angesehensten märkischen Edelleute auf offener Landstraße niederzuwerfen — indessen war es immer

mißlich, gegen Markgraf Albrecht irgend einen Einwand zu erheben, sein Vater hatte ihn ausdrücklich davor gewarnt, und so ergab er sich denn in seine Bestimmung, ja, sie konnte ihn, wenn er erst die Unbehaglichkeit überwunden hatte, mit Stolz erfüllen, daß gerade er zu einem so wichtigen Auftrage auserkoren worden sei. — „Mache Deine Sache klug!" sagte der Markgraf noch. „Gewalt oder gar die scharfe Wehr nur im Nothfall! Aber die Briefschaften vor allen Dingen, mögen sie gerichtet sein, an wen sie wollen! — Ich gäbe Dir gern zum Dank Dein Jungfräulein, Fritz!" setzte er mit einem mildern Tone hinzu. „Aber sie ist trutzig und ihre Mutter auch. Mußt Dich trösten oder gedulden — Andere müssen's auch!" Er winkte, plötzlich finster werdend, mit der Hand, und Fritz war entlassen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Geier aufzusuchen, der ihn begleiten sollte, um mit ihm den Aufbruch zu verabreden. Auch das war es, was ihm den Ritt verleidete, denn er hatte längst beim ersten Zusammentreffen, als Cunz noch Trabant war, in ihm den Kriegsmann wieder erkannt, welchem er an der Muschelquelle unter der Streitburg begegnet war, den er mit auf das Schloß genommen und dort — er schämte sich dessen noch! — seiner

schönen Waffe hatte berauben wollen. Der Uebermuth, den er damals gegen den herrenlosen Kriegsgesellen bewiesen, war ihm bei jeder Begegnung mit ihm, als er am Hofe des Markgrafen zu Ehren gekommen, im vollen Maße zurückgegeben worden, und nun sollte er gar mit ihm zu einem Gesellenritt ausziehen! Es tröstete ihn nur, daß er doch mit dem Auftrage, folglich mit dem Befehl betraut sei, und der Geier nur die Sache, wenn es nöthig, mit den Waffen durchführen solle. Das aber hoffte er zu vermeiden.

Es war ein Gewaltstreich Albrecht's von Brandenburg, welcher die letzte Hoffnung auf einen Vergleich mit seinem Vetter von Küstrin, dessen Austritt aus dem Bunde Viele doch so schmerzlich beklagten, auf immer vernichten mußte. Das Gerücht, dessen der Marschall Rochus von Streitberg früher gegen ihn erwähnt hatte, ging schon lange im Lande umher und hatte seinen Weg auch anderweit gefunden, wo man an der Sache ein großes Interesse nahm. Markgraf Albrecht hatte es nur mit der Idee verwechselt, von welcher seine Vettern wenig Hehl gemacht, nämlich den jungen Vetter von Ansbach, welcher jetzt sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, zu besserer Erziehung an einen ihrer Höfe zu nehmen, weil ihnen

die Vormundschaft Albrecht's, welche schon so viel Händel mit dem Statthalter von Knobelsdorff erzeugt, nicht behagte. Darum handelte es sich aber dem neuern Gerüchte nach gar nicht, sondern Johann von Küstrin hatte erfahren, daß Albrecht selbst damit umgehe, den jungen Prinzen heimlich aufzuheben, ihn in die Hände des Kurfürsten Moritz von Sachsen, seines zweiten Vormundes, zu überliefern, und dann als Geißel für die Bundesfürsten nach Frankreich zu schicken. Johann hatte gleich an seinen Bruder, den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, geschrieben, daß „hinter diesem Knoten" wahrscheinlich die Absicht stecke, den Sohn Georg's des Frommen auf immer zu beseitigen und sein Land an Culmbach zu reißen, es werde daher wohl am besten sein, „den jungen Vogel aus dem Neste zu bringen und zum Kurfürsten zu führen, jedoch mit Fug." Die Brüder waren daher nach gepflogener Berathung übereingekommen, den Herrn von Minckwitz mit einem offenen Beglaubigungsschreiben als Abgesandten für einige Angelegenheiten nach Franken zu senden, ihm zugleich aber den geheimen Auftrag zu geben, dem jungen Markgrafen Georg Friedrich den verrätherischen Plan zu entdecken und ihm zur Flucht an den Hof des Kurfürsten Joachim seine Hülfe

zu leihen. Diese Absicht war aber durch Kundschafter, welche damals leider in Deutschland nach allen Richtungen gebraucht wurden, dem Markgrafen Albrecht hinterbracht worden, und dieser hatte nun den Befehl gegeben, welcher auf das Pünktlichste ausgeführt wurde. Als Hans von Minckwitz in der Herberge zu Baiersdorf ohne Widerstand verhaftet war und der Markgraf Einsicht in seine Papiere genommen hatte, sandte er sogleich einen vertrauten Boten an seinen Verbündeten Moritz von Sachsen, um ihm Kenntniß von Allem zu geben. Es war vielleicht nur ein hingeworfener Gedanke, welchen er in einem bei Minckwitz gefundenen Schreiben gelesen hatte, Albrecht nahm ihn aber für volle Gewißheit und dann war Gefahr dabei: Markgraf Johann, der eigentliche Urheber des ganzen Bundes gegen den Kaiser, ging jetzt damit um, oder hatte sich schon dazu erboten, Karl dem Fünften insgeheim 2000 Pferde zuzuführen.

Kurfürst Moritz war gerade im Streit mit seinen sächsischen Ständen, welchen er auf einem Landtage zu Torgau erklärt hatte, er müsse nun, da der Kaiser nicht zur Freilassung des Landgrafen von Hessen zu bewegen sei, sich den Söhnen desselben, da er sich dafür verbürgt, persönlich zur

Haft stellen; während seiner Abwesenheit werde sein Bruder August die Regierung übernehmen. Moritz hatte dabei die Absicht, seinen Bruder und das Land Sachsen vor feindlicher Behandlung für den Fall zu sichern, daß er im Kriege, den er nun bald anzufangen gedachte, unglücklich sei und als ein Geächteter Deutschland verlassen müsse. Die Stände waren aber nicht mehr zu täuschen, sie führten befremdet an, daß zu dem persönlichen Einlager, dem er sich in Hessen fügen wollen, ja keine Heerschaaren, wie er deren unterhalte und noch mehr anwerbe, nöthig seien, sie riethen dringend zu neuen Unterhandlungen mit dem Kaiser, und warnten ernstlich vor Bündnissen mit fremden Nationen, namentlich mit Frankreich, wodurch alle deutsche Freiheit sammt dem Glauben erdrückt würde, denn die Protestanten würden ärger durch den König von Frankreich verfolgt, als durch den Kaiser. Zum Schrecken der Landstände hatte Moritz seine Theologen vom Concil in Trient abberufen. Da schrieb auch Dr. Philipp Melanchthon, Luther's milder Freund, der ihn überlebt hatte, an den Kurfürsten, und warnte ihn mit eindringlichen Worten vor einem Bunde mit Frankreich, bei welchem schon Kurpfalz, Württemberg, Lübeck, Hessen und der gefangene Kurfürst Johann

Friedrich die bittersten Erfahrungen gemacht. Alles umsonst! Der Würfel war gefallen. Auf die kriegerische Mitwirkung seiner Lehnsleute konnte Moritz freilich nicht viel rechnen, diese versagten sich ihm zum Theil unter den kläglichsten Ausflüchten: dem Einen hatte „ein Pferd den Rücken dermaßen verderbet, daß er sich nicht aufrichten, viel weniger stehen und gehen könne, ihm sei ferner ein gewaltiger Fluß im Kopfe rege worden und mit in den Rücken gefallen —" viel Leiden auf einmal! Ein Anderer beruft sich darauf, daß Moritz wisse, wie er ein geringer, ungeübter Reiter sei; einem Dritten war bei einer Feuersbrunst Pferd und Rüstung beschädigt und er könne sie nicht ersetzen. Das hatte Moritz aber vorher gewußt, und nicht auf diese zweifelhafte Hülfe gerechnet, sondern Soldtruppen geworben, so viel er vermochte.

Da kamen ihm jedoch neue Warnungen zu, die ihn wieder bedenklich machten, ob die Streitkraft, auf welche bis jetzt zu zählen, auch der des Kaisers gewachsen sei. Die geistlichen Kurfürsten, die Grafen der Wetterau und die Herzoge von Cleve und Berg hatten starke Gegenrüstungen gemacht und waren, wie es verlautet, zum Aufzug für den Kaiser gegen die Ungehorsamen und deren

französische Anhängerei bereit. Wilhelm von Hessen, welcher sich zunächst bedroht sah, schrieb deshalb an Moritz und theilte einen Brief seines gefangenen Vaters mit, der selbst in eindringlichster Weise von allen gewaltsamen Schritten abmahnte und den Krieg widerrieth. „Es ist um den Krieg," waren seine Worte, „als wenn einer mit drei Würfeln funfzehn werfen will, gerathen kaum sechse; so ungewiß, gefährlich Ding ist's um den Krieg." Moritz wollte seinen Augen nicht trauen: konnte die lange Gefangenschaft den Geist des heißblütigsten, kriegslustigsten Fürsten, wie er seinen Schwiegervater gekannt, so niedergedrückt haben? Auch der Kurfürst Joachim von Brandenburg trat vermittelnd auf. Der Kaiser war durch die Nachforschungen seines Bruders, des römischen Königs, endlich zu der schmerzlichen Ueberzeugung gekommen, daß Moritz von ihm abgefallen sei, und hatte sich deshalb an Joachim mit der Bitte gewandt, er möge als verständiger, friedliebender Kurfürst nicht nur selbst auf Mittel und Wege denken, wie der Gefahr, welche die deutsche Nation in dieser Zeit, wo der Türke drohe, in Jammer und Elend versetzen solle, am besten zu begegnen sei, sondern auch bei allen Fürsten und Reichsständen, bei denen er in großem Ansehen stehe, auf Erhaltung

der öffentlichen Ruhe wirken und die verbreiteten Gerüchte über die angeblich gefährlichen Plane des Kaisers gegen die Freiheit des Reichs und des deutschen Volks widerlegen. Der Kurfürst that, was er konnte, er machte Moritz ernste Vorstellungen und schilderte ihm auch die Gefahr, in welche er durch Ausführung seines Vorhabens den gefangenen Landgrafen setze, diesem könne dadurch, statt daß er gerettet, eher von Leib und Leben geholfen werden, der Kaiser werde ihn lieber „in zwei Stücke hauen lassen", als gezwungen freigeben. Endlich erschien auch noch, scheinbar aus eigenem Beweggrunde, gewiß aber durch König Ferdinand veranlaßt, ein vertrauliches Schreiben des Kanzlers Heinrich von Plauen, dessen edle, echte deutsche Gesinnung über allen Zweifel erhaben stand. Es werde sich der Kurfürst, schrieb der treue Mann, aller Gnade und Freundschaft des Kaisers wohl erinnern, habe er Beschwerde wider Karl und den König, so würde er die Wege wohl wissen, seine Widersacher sähen nichts lieber, als daß er sich durch listige Praktiken wider Kaiser und König verführen lasse. Moritz verstand die letzte Andeutung nur zu wohl. Der gefangene Johann Friedrich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, einst wieder in den Besitz des Kurhuts und

der Lande, die er an Moritz verloren, zu kommen, und der Kaiser sollte, wie Letzterer durch seine Späher zu Innsbruck erfahren, auf die Warnungen vor seinem verkappten Gegner einmal geäußert haben: er führe in der Person des Gefangenen einen Bären an der Kette, den er nur zu befreien nöthig habe, um Moritz zu erwürgen. Aber wie sehr den Kurfürsten alle diese Stimmen der Warnung beschäftigen mochten, äußerlich zeigte er sich ganz gleichgültig, und seine Stirn blieb heiter, wie sonst, sein Auge strahlte unverminderte Zuversicht. Nur wurden die Unterhandlungen mit den Seestädten wieder angeknüpft, auch dachte er an Dänemark und England, ob diese nicht dennoch zu gewinnen seien. Um seinen Ständen und aller Welt, die ihn bestürmte, noch ein letztes Zeichen seiner Bereitwilligkeit zu geben, Alles auf gütlichem Wege auszugleichen, entschloß er sich, noch einmal den Kaiser um die Befreiung seines Schwiegervaters zu bitten. Ob er dabei im Voraus überzeugt war, daß diese Bitte fruchtlos sein werde? Und wenn sie doch Gehör fände, ob er bedacht, was dann für ihn zu thun, da Frankreich die ihm zugesicherte Beute nicht aufgeben werde? Wer kann das wissen! Er schrieb dem Kaiser, gewiß werde Er, den er wie seinen Vater liebe, ihm

seine Bitte nicht abschlagen, sondern nun endlich nach fünfjährigem Ausharren seinen Schwiegervater der Haft entlassen, und damit zeigen, daß ihm des Kurfürsten Ehre etwas gelte. Er werde es als die größte Gnade ansehen und Zeit seines Lebens dankbar dafür sein; gewähre ihm aber der Kaiser diese Bitte nicht, so müsse er, gleich dem Kurfürsten von Brandenburg, als ehrliebender Mann in Hessen sich zur Haft stellen.

Des Kaisers Antwort säumte nicht lange. Er schrieb an beide Kurfürsten, sie möchten nur zu ihm kommen, sie würden ihn in der landgräflichen Sache so gnädig und gutwillig finden, daß sie billig zufrieden sein möchten; er versprach ihnen, Wort und Treue zu halten, und gab auch über das Concil die Zusicherung, daß nach göttlicher und alter Väter heiliger Schrift und Lehre, allen Affect hintangesetzt, gehandelt, eine nützliche Reformation aufgerichtet und alle unrechte Lehre und Mißbräuche abgestellt werden solle.

Wie Heinrich von Plauen, wahrscheinlich im Auftrage des römischen Königs an Kurfürst Moritz, so mußte nun auch der Bischof von Arras an den vertrautesten und getreuesten Rath des Kurfürsten, Christoph von Carlowitz, schreiben: die Befreiung des Landgrafen beruhe nur auf des Kur-

fürsten persönlicher Ankunft, um mit ihm die nöthige Sicherheit zu verabreden. Aber Carlowitz, wie schon früher angedeutet, war von seinem Herrn bei den wichtigen Verhandlungen, welche im Laufe des Winters gepflogen worden, nicht zu Rath gezogen, er stand ihnen ganz fern und offenbar entgegen. Sein treues Herz sah darin keinen Ruhm für seinen Fürsten, kein Heil für Sachsen, ja eine große Gefahr für Deutschland. Dies mochte er im Anfange offen ausgesprochen und seinen Herrn dadurch bewogen haben, sich nun auch ihm, wie Anderen, zu verschließen, und wo er der Werkzeuge bedurfte, sich solcher zu bedienen, die er vollständig im Unklaren halten konnte, und von denen er keinen Einspruch befürchten durfte. Gleichwohl that Carlowitz, aufgefordert vom Reichskanzler, redlich das Seinige. Noch im März, als ein Schreiben, welches der Kurfürst an den römischen König, gleichsam als Antwort auf das seines Plauen, gerichtet, alle Besorgnisse nur bestätigt hatte und daher der Letztere selbst zu einer mündlichen Besprechung zu Schiff auf der Elbe nach Dresden eilte, wo er den Kurfürsten nicht mehr traf, beförderte Carlowitz seine Weiterreise, und schrieb an seinen Herrn wahrhaft flehentlich, er möge auf den böhmischen Kanzler hören; auch

wenn er sich gleich bereits in Etwas zu weit eingelassen habe, so könne ihm, wenn er nur folgen wolle, wohl wieder herausgeholfen werden. Wie bei Moritz wurden auch Schritte gethan, den Markgrafen Albrecht, dessen ungestüme Kriegslust fast noch mehr zu fürchten war, als des Kurfürsten Moritz schlaue Staatskunst, wieder für den Kaiser zu gewinnen, und hier setzte der römische König, welcher dazu wirken sollte, andere Hebel an: die Geldverlegenheit, in welcher er sich offenkundig befand, sollte benutzt werden, Ferdinand wurde ermächtigt, ihm große Anerbietungen, selbst die eines bedeutenden Jahrgehalts auf Lebenszeit, zu machen.

Aber was half Alles, wenn der Kaiser das Wort nicht sprach, auf welches die Wohlgesinnten hofften, zu welchem ihm sein Bruder und seine Schwester wiederholt riethen, nur seine Spanier nicht? Er wollte es jedenfalls sprechen, aber geknüpft an hohe Bedingungen, unter denen wohl die Thronfolge seines Sohnes Philipp obenan stand. Hier trennte sich das Interesse der beiden Linien des Hauses Habsburg. Ein Mandat, das der Kaiser vor Kurzem erlassen, worin er Jedem, der ihm einen der geächteten Hauptleute, Schärtlin von Burtenbach, den Rheingrafen, den von

Reiffenberg, den von Reckerodt lebendig einbringe, die Summe von 3000 Gulden, und wer einen todt einliefere, 2000 Gulden Belohnung versprach, diente auch nicht dazu, über Karl's versöhnliche Gesinnung zu beruhigen. Ueberdem verbreitete sich, man wußte nicht wie, die für die Fürsten höchst gefährliche Nachricht, der Kaiser sei Willens, den Adel, die Stände und Bauern von den ihnen wider alten Gebrauch von den Kurfürsten und Fürsten aufgelegten Lasten an Zise, Steuern und Auflagen befreien: wie sehr stand zu befürchten, daß diese lockende Aussicht ihm eine starke Parthei im Volke gewinnen werde! Hier galt es denn ungesäumte That!

Von England waren ziemlich sichere Versprechungen eingelaufen, die Unterhandlungen mit Dänemark und den Seestädten im besten Gange; in Frankreich hatte König Heinrich, wider sein eigenes Erwarten, den willigsten Beistand seines Adels zur Heeresfolge gefunden und konnte in wenigen Tagen bis Speier vorrücken. Da brachen denn auch die deutschen Fürsten auf und zogen das Schwert gegen den Kaiser. Landgraf Wilhelm von Hessen mit zehn Fähnlein Fußvolk und einigen Hundert Reisigen rückte plötzlich vor Frankfurt, um sich der wichtigen Reichsstadt zu bemächtigen;

diese aber hielt dem Kaiser die Treue und ließ keine Truppen ein, so wandte sich der Landgraf über Fulda gegen die Rhön. Moritz von Sachsen war unterdessen, nachdem Heinrich von Plauen noch in Leipzig eine fruchtlose Unterhandlung mit ihm gepflogen, rasch über Weimar und Erfurt, über den Thüringer Wald marschirt und hatte seine getrennt ziehenden Völker bei Melrichstadt vereinigt. Bald stieß auch bei Bischofsheim der Landgraf zu ihm, und Hans von Heideck mit einer stattlichen Schaar, die er über Meiningen hinzugeführt. Ueber die gesammte Reiterei hielt der Kurfürst auf dem Felde bei Schweinfurt Musterung: es waren 14,500 Pferde unter 24 Rittmeistern, von denen Fürst Wolfgang von Anhalt, Klaus Berner, Joachim Röbell, Heinrich Poyfeld, Adrian von Steinbach aus Braunschweig, Johann Ratzenberger aus Hessen, Bernhard von Witzenrode vom Eichsfeld, Wolf von Creuz, Jakob von der Schulenburg und Moritz Friese die bekanntesten waren. Ein kriegerisches Gepränge, wie es lange nicht geschaut worden! Der Kurfürst, welchem vierzig schwarzgekleidete Trabanten vorauszogen und ein Geleit von Hakenschützen und Hellebardierern folgte, ritt langsam, begleitet von den übrigen Kriegsobersten, an der Front der in tiefer

Ordnung aufgestellten Reitergeschwader entlang und ließ sie dann einzeln an sich vorüberziehen. Die weißen Feldzeichen, die man gewählt, die vielfarbigen Fähnlein, die über den einzelnen Haufen flatterten, senkten sich vor ihm, als dem Kriegsfürsten, die langen Heertrompeten schmetterten lustig d'rein — in den Helmen und Harnischen funkelten die Strahlen der Frühlingssonne: Alles schien Glück und Sieg zu verkünden!

Schweinfurt hatte sich ohne Widerstand ergeben. Nürnberg kaufte sich durch eine Summe von 80,000 Gulden los, daß die Stadt mit Kriegsgewalt nicht überzogen werden und vor aller Gewaltthätigkeit gesichert sein solle; ebenso versprachen die Bischöfe von Würzburg und Bamberg Geldhülfe, Lebensmittel, freien Durchzug durch ihr Gebiet und Oeffnung ihrer Städte, und sandten Geißeln mit der Versicherung, daß sie dem Kaiser keinen Vorschub leisten würden. Der Zug ging nun auf einer Straße, fast zwei Meilen lang, den Main hinauf: er galt der Vereinigung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Auf Andere war vor der Hand nicht zu rechnen. Der Herzog von Preußen, vielfach aufgemahnt von dem Mecklenburger, seine eingegangenen Verpflichtungen zu halten, hatte doch seine Sache von der des

Markgrafen Johann nicht getrennt und nur einen Theil seiner Reiter dem Kurfürsten zugesandt, während er die anderen dem Küstriner zur Verfügung stellte. Dieser jedoch, auf's Höchste erbittert durch die Niederwerfung seines Gesandten, über welche ihm Albrecht nicht einmal ein Wort der Erklärung hatte zukommen lassen, war eher geneigt, feindlich aufzutreten. Auch der Kurfürst von Brandenburg, in dieser Sache mit betheiligt, hatte sich sehr empfindlich geäußert und die sofortige Freilassung des Gefangenen verlangt, ohne sie durchsetzen zu können. Markgraf Albrecht hatte ihm nur geantwortet, daß die Bestrickung desselben aus triftigen Ursachen erfolgt sei, ihm seien so viele seltsame Reden von seinem Vetter Markgraf Johann zu Ohren gekommen, daß er Gründe genug gehabt, sich so viel wie möglich zu sichern. Da Ziel und Zweck der Gewerbe, die man vorhabe, bald an den Tag kommen müßten, so werde er, sofern er inmittelst von Minckwitz nichts Anderes erfahre, ihn zu seiner Zeit ohne Entgelt wieder in Freiheit setzen. Uebrigens widerfahre ihm in seiner Bestrickung nichts Ungutes.

Dies Schreiben hatte Albrecht schon nicht mehr von seiner Plassenburg, sondern von Crailsheim, wohin er mit einer Reiterschaar von 500 Pferden

seinem Fußvolk, als er den Befehl zum Aufbruch gegeben hatte, vorausgeeilt war. Nun er den Harnisch wieder angethan hatte, fühlte er sich wie neugeboren: alle Sorgen der Regierung, die ihn oft schwer bedrückt, hatte er hinter sich geworfen, der Krieg allein füllte seine Seele, und wenn er des weichern Gefühls dachte, das ihn in letzter Zeit fast bis zu einem wahnsinnigen Schritte hingerissen hatte, so mußte er über sich selbst lachen. Wahnsinnig nannte er aber nicht die Gewaltthat, welche er dem Geier angesonnen hatte, sondern den Gedanken, seine Freiheit diesem kindischen Gefühl zum Opfer zu bringen, ein Gedanke, der ihn mehr als einmal ernstlich beschäftigt hatte. Sie war freilich einer Fürstenkrone werth, und wenn er sie an seine Seite erhob, konnte es ihm die ganze Verwandtschaft im Burggrafthum Nürnberg, in der Mark und in Preußen verwehren? Aber es war nun doch besser, daß er es nicht gethan hatte. Der Krieg forderte den ganzen Mann in ihm, und er hatte, da er das Schwert zog, die Scheide fortgeworfen.

„Nun, Geier, Du kannst Schätze graben! Ich halte Dich beim Wort!“ sagte er zu Conrad Schott, den er nicht von seiner Seite ließ. Beide hielten auf einer Höhe, wo eine Kapelle liegt, die man

weither in jenem vielzerstückelten Lande aus mehrerer Herren Gebiet sehen kann. Der Markgraf hatte den Zug seiner Landsknechte beobachtet, der sich auf der fernen Straße regellos daher wälzte, und die Ungewißheit, woher er den Sold für soviel ungestüme Mahner auf die Dauer nehmen werde, mochte die Frage an seinen Diener verursacht haben.

„Ich kann anzeigen, wo Schätze liegen!" erwiederte der Geier mit einem finstern Lächeln. „Das Graben mögen Jene dort besorgen!" Er streckte die Hand nach der Straße aus, auf welcher es von dunklen Kriegermassen wimmelte. Der Markgraf verstand ihn und sprengte lachend weiter. Seine Knechte gruben schon auf ihre eigene Hand Schätze im Sinne des Geiers: das wehrlose Land, durch welches sie zogen, wußte davon zu erzählen, und es war noch erst das Vorspiel dessen, was es erleben sollte.

An die Reichsstädte Nördlingen, Donauwörth, Schwäbisch-Hall und andere hatte Albrecht schon von Crailsheim aus Aufforderungen ergehen lassen, sich dem Fürstenbündniß anzuschließen, und deshalb Bevollmächtigte in sein Lager zu schicken. Die Bundesfürsten hatten feierliche Manifeste ausgehen lassen, in denen sie ihren Krieg gegen den

Kaiser verkündigt und alle Beschwerden, welche sie wider ihn gehegt, in den härtesten Worten zur Rechtfertigung ihres Beginnens zusammengefaßt hatten. So Moritz von Sachsen. Der junge Landgraf von Hessen hatte noch eine besondere Urkunde veröffentlicht, welche ihn als Befreier seines Vaters, um welchen die Mutter aus Gram gestorben, darstellte. Albrecht von Brandenburg, eingedenk seiner unabhängigen Stellung, die er sich gewahrt, indem er nicht in den Bund getreten, sondern nur dessen Hülfsgenoß war, erachtete es nun auch für nöthig, sich über die Gründe seiner Theilnahme am Bundeskriege auszusprechen. Sein Manifest war noch schärfer und ausführlicher abgefaßt, als die seiner Verbündeten. Unterdessen rückte er vor Rotenburg an der Tauber, das sich ihm auf gute Bedingungen ohne Schwertstreich ergab. Hier lagerte er mit seiner ansehnlichen Streitmacht und wartete den Kurfürsten ab, der sich mit ihm Ende März vereinigte. Was konnten die Reichsstädte, welche der fortgesetzte Zug traf, thun, als ihm die Thore öffnen? Am 1. April erschienen die Fürsten, nachdem Donauwörth und Nördlingen ihnen gehuldigt, vor Augsburg. Ihr Heer, mindestens 30,000 Mann stark, lagerte bei Oberhausen. In der Stadt waren einige Vertheidigungsanstalten

getroffen, eine Besatzung lag darin, und der Rath war zur Gegenwehr entschlossen. Augsburg aber war den Fürsten wichtig, es knüpften sich zu viele Erinnerungen aus der ganzen verflossenen Reformationszeit an diese Stadt: so viele kaiserliche Reichstage waren hier gehalten worden, hier hatten die Protestanten einst ihr Glaubensbekenntniß überreicht, hier war vom Kaiser nach seinem Siege das verhaßte Interim der Glaubenssachen befohlen worden — es lag den Fürsten Alles daran, durch die Eroberung Augsburgs einen ersten bedeutenden Schlag gegen des Kaisers Ansehen zu thun. Und die Bürgerschaft in ihrer Besorgniß vor den Schrecken einer Belagerung und eines möglichen Sturmes kam ihnen willig entgegen, der Rath wurde von ihr zur Unterhandlung gezwungen, welche schnell zum Ziele führte. Am 5. April hielten die drei Fürsten, an der Seite ihres „Hofgesindes“, wie die zur Heeresfolge aufgebotenen Lehnsleute noch immer hießen, ihren feierlichen Einzug in die alte Reichsstadt. Botschafter der geistlichen Kurfürsten, der Stifter und vieler Reichsstände erschienen bald zu Augsburg, um ihre Lande durch gütliches Abkommen vor Gewalt zu sichern. Schon am 14. April konnte Kurfürst Moritz seinem großen Verbündeten, dem Könige von Frank-

reich, melden, daß mehrere oberländische Reichsstädte und andere Stände, das Stift Würzburg, ferner Schweinfurt, Rotenburg an der Tauber, Dinkelsbühl, Nördlingen, die Grafschaft Oettingen, Donauwörth und das wichtige Augsburg sich für seine Freunde erklärt und das Fürstenthum Neuburg für den Pfalzgrafen Ott Heinrich eingenommen worden. Das Gelingen des ganzen Planes schien unzweifelhaft.

Der König von Frankreich aber hatte mittlerweile seinen Raub schon gewonnen. Zum ersten Male wieder war der landsässige Adel, der nicht in die Ordonnanz-Compagnien, Karl's VII. Schöpfung, eingereiht, und darum allerdings zum Arriereban verpflichtet war, dem er sich aber in letzter Zeit, wie auch der deutsche Adel, stets zu entziehen gewußt, dem königlichen Paniere in überraschender Bereitwilligkeit zugeströmt: es war auch, die Geschichte hat es verzeichnet, zum letzten Male. Dazu kam das Ritterheer der Ordonnanz-Compagnien. Ihr Glanz war zwar seit dem Unglückstage von Pavia vor siebenundzwanzig Jahren erblichen, wo sich ihnen eine neue Zeit der Kriegskunst durch die mörderischen Kugeln gemeiner Fußknechte, vor denen kein Stahlpanzer und keine Tapferkeit schützte, verkündigt hatte, aber sie bestanden noch. Hun-

dert Lanzen war jede Compagnie stark, und die Lanze aus einem schwergewaffneten Hommed'armes mit seinem Schwertträger, Pagen und drei leichten Reitern gebildet. So konnte der jugendliche König eine Armee unter seinem greisen Connetable Anne von Montmorency über die deutsche Grenze führen, stärker, als sein Vater Franz es je vermocht hatte: 40,000 zu Fuß, 20,000 Pferde und 60 Geschütze. Die drei lothringischen Städte, welche deutsche Fürsten ihm Preis gegeben, waren wirklich von ihnen aufgemahnt worden, keinen Widerstand gegen den König zu wagen, und Toul und Verdun getrauten sich dessen auch nicht. Metz aber war dazu entschlossen. Da öffnete List und Verrath dem Connetable die Thore, und er erschien geharnischt vor dem Bette des kranken Schöppenmeisters, welcher die bürgerliche Gewalt in der Reichsstadt hatte, um von ihm deren Schlüssel zu fordern. In diesem Act brutalen Hohnes verkündigte sich schon der Geist der Schutzherrlichkeit, welche Frankreich zuerst nur bewilligt war: die deutsche Stadt war auf ewig dem Reiche verloren!

Der König ließ eine starke Besatzung in Metz, obgleich noch kein Feind im Felde stand, der ihm hätte das deutsche Kleinod wieder entreißen können.

Dann ging der Heereszug gegen den Rhein, um Straßburg in seine Gewalt zu bringen. Auch Heinrich hatte ein Manifest erlassen — in französischem Stile, der sich bis auf unsere Tage wenig verändert hat. Der Freiheitshut mit der Unterschrift „Libertas“ fehlte nicht; hochfahrende Versprechungen und ein Ton des Uebergewichts, welcher das deutsche Nationalgefühl tief verletzen mußte, gaben Kunde von dem Imperium, welches nun der König von Frankreich statt des Kaisers über Deutschland in Anspruch nahm. Der Stadt Straßburg wurden viele Wohlthaten verheißen, wenn sie ihm ihre Thore und den Rheinübergang öffnen wolle. Aber das starke Bollwerk des deutschen Rheines, dessen Fluten noch kein französisches Ufer bespülten, blieb fest und treu. Schon vor hundert Jahren hatte Straßburg das furchtbare Heer der Armagnacs abgewiesen, und die kleinen Städte im Elsaß, vom Reiche verlassen, von jenen Banden grausam heimgesucht, waren endlich mannhaft zusammengetreten, hatten dieselben aus dem Lande geschlagen und ihnen noch einen großen Theil der Beute abgejagt. Das waren die Elsasser gewesen und heut — sind sie französisch bis auf den Grund der Seele, und auch ihre deutsche Sprache wird mit der Zeit ausgerottet werden!

Straßburg blieb auch im Jahre 1552 treu, verwarf die Wohlthaten Frankreichs und sperrte seinen Schaaren den Rhein. O, wäre seine Bürgerschaft doch immer so wachsam gewesen und hätte die Niederträchtigkeit jener Wenigen in ihrem Schooß, welche sie im folgenden Jahrhundert an Frankreich verrieth, nicht aufkommen lassen! Mitten im Frieden, der Ohnmacht des deutschen Reichs spottend, wurde es von Ludwig XIV. geraubt, und das deutsche Volk ließ es sich gefallen! Auch Straßburg, wo jeder Stein seines Münsters deutsche Herrlichkeit vergangener Zeiten verkündigt, ist heut französisch durch und durch. Das Alles haben Diejenigen verschuldet, welche dem Fremden den ersten Raub gestatteten, sie haben ihn lüstern gemacht nach mehr, und er hat sein Gelüst in den Tagen unserer tiefsten Erniedrigung reichlich gestillt. Ist ihm auch Vieles in der Zeit glorreicher Erhebung wieder entrissen worden, jenen ersten Raub und manchen andern, der ihm gefolgt ist, hat man ihm — wo Alles zurückzufordern war! — zu Deutschlands Schmach gelassen, und er betrachtet noch heut jeden Raub, den er gethan und auf den er noch sinnt, als sein Recht. Mögen wir darum wachsam, einig und stark sein!

Neuntes Kapitel.

Am Hofe des Kaisers zu Innsbruck war es jetzt noch stiller, als bisher. Als die Straßen wieder gangbar geworden und noch ehe die Feinde sie gesperrt, hatte die Königin Maria, besorgt für die Niederlande, ihren Bruder verlassen, um in die Statthalterschaft, welche er ihr anvertraut, zurückzukehren. Herzog Alba hatte sie begleitet, um den Infanten Don Philipp nach Spanien zurückzuführen. Es bewies am besten, wie sehr der Kaiser noch auf den Erfolg seiner Unterhandlungen hoffte, daß er seinen versuchtesten Feldherrn von sich entfernte. Freilich, wenn es zum Kriege kam, fühlte sich Karl wohl selbst wehrlos. Er hatte noch im März den Herrn von Ryn an seinen Bruder ge-

sendet und es diesem offen bekannt, daß es ihm jetzt an Macht fehle. Die Gefahr, die ihm in Deutschland drohe, sei größer, als die von den Türken. Ferdinand aber fürchtete von letzteren für sein Königreich Ungarn und sah, wenn dies türkisch geworden, den Erbfeind bald Schlesien und selbst Böhmen bedrohen. Er rüstete sich daher nur gegen diesen und suchte durch seinen Kanzler bei den Gegnern des Kaisers zu vermitteln, indem er dem Kurfürsten Moritz eine persönliche Zusammenkunft in Linz vorschlug. An den Kurfürsten von Brandenburg, der bei seiner milden, friedliebenden Gesinnung wohl dazu geeignet war, hatte der Kaiser selbst gesandt und das Schreiben einem seiner Diener, auf dessen Verschwiegenheit er sich glaubte verlassen zu können, zur Bestellung anvertraut. Nur die Königin wußte darum, und diese veranlaßte es, daß der Sendbote von ihrer Dorothea Schierstädt, welche aus der Mark gebürtig und dort nach dem Tode ihres Vaters, also vor nicht zu langer Zeit, eine Weile gelebt, nützliche Andeutungen über den Hof und die Persönlichkeit des Kurfürsten Joachim Hector erhalten konnte. Sie waren ihm sehr ersprießlich gewesen, und als er wieder zurückkehrte, wenige Tage vor der Abreise der Königin Maria von Innsbruck,

stattete er derselben und auch ihrem Fräulein seinen Dank ab. Dorothea fragte viel nach ihrer Heimath während dieses Gesprächs, und die Zuhörerinnen staunten, wie sehr sich ihr Wesen dabei zu ihrem Vortheil veränderte. So weich hatten sie die Stimme der kleinen Schierstädt noch nie gehört, ihr Auge noch nie in diesem wohlthuenden Glanze gesehen!

„Es freut mich, daß Euch meine Heimath in ihrem strengen Winterkleide nicht mißfallen hat!“ schloß sie, als sie den Blick der Königin bemerkte, der auf ihr ruhte, und zu ihrer gewohnten Weise zurückkehrend, setzte sie hinzu: „Man sagt, daß die Mark im Winter am schönsten sei, weil sie keine Sommerreize zu verlieren hat und das Immergrün ihrer Kiefern ihr nicht geraubt werden kann. So haltet diesen Eindruck fest, Herr Schott.“ Sie verabschiedete ihn mit einer Hoheit, als sei sie selbst die Königin, und er trat zurück.

„Du spielst mit dem schönen Franken,“ flüsterte Florentia von Honste, als sie es unbeobachtet thun konnte, der Freundin zu.

„Ich will nur, daß man mit mir kein Spiel treibt,“ erwiederte Dorothea. „Verspielt oder verkauft mag ich nicht werden!“ Ihr Blick streifte über die Königin, welche eben noch einmal mit

Wolf Schott sprach. Die Bedeutung dieses Blicks und der Worte, die er begleitete, ging aber der arglosen Flamänderin verloren.

Zwei Tage nachher brach die Königin von Ungarn mit ihrem ganzen Hofstaat auf. Sie hatte noch am Abende eine längere Unterredung mit ihrem kaiserlichen Bruder gehabt, dem sie mit Verläugnung aller Vorliebe für die bisher befolgte Politik zu Gunsten der Kaiserfolge Philipp's dringend an das Herz legte, seinen Frieden mit den deutschen Fürsten zu machen. Er hatte es ihr zugesagt. Ein Ehrengeleit von Edelleuten des Hauses folgte der Königin auf Befehl des Kaisers noch zwei Tagereisen weit — auch Wolf Schott gehörte dazu. Die Wagen waren der Kälte wegen, die noch im Gebirge herrschte, verschlossen, die Reise ging langsam von Statten und bot wenig Erfreuliches, wenn es nicht ein Blick auf die großartige Natur war, deren wechselnde Scenerie wohl ein empfängliches Gemüth zur Bewunderung stimmen konnte. Zu Mittewald wurde das Geleit der kaiserlichen Edelleute entlassen, hier betrat der Zug bairisches Gebiet.

Die Königin ließ die Herren noch einmal in ihre beschränkte Wohnung kommen und sprach ihnen ihren Dank aus, gab auch dem Führer des Geleits

noch eine letzte Botschaft an den Kaiser mit. Sie war ernst, fast traurig; die Ahnung der kommenden Ereignisse, welche all' ihre treue Sorge nicht hatte abwenden können, mochte ihre Seele erfüllen. Auch im Kreise ihrer Umgebung, sowohl bei den Herren, wie bei den Damen, sah man kein heiteres Gesicht. Wolf begegnete dem Auge Dorothea's, das auf ihn gerichtet war, wohl absichtslos und unbewußt, denn es senkte sich vor seinem Blicke erst, als sie dessen inne zu werden schien, und dann erröthete sie. Als die Edelleute von der Königin entlassen, sich auch bei der Oberst-Hofmeisterin und den Damen verabschiedeten, hob Dorothea noch einmal ihr Auge auf jeden Einzelnen, und Wolf, da es ihn wieder traf, glaubte einem fragenden Blicke zu begegnen. Es war aber nur ein flüchtiger Moment und Alles dann vorüber. Vom Fenster aus sahen die Frauen noch die Scheidenden abreiten, und Florentia, wiewohl sie dicht neben Dorothea stand und ihr wohl ein Wort unbemerkt hätte sagen können, vermied es doch, die Freundin zu verletzen. Hier war kein Anlaß mehr zu einer bloßen, harmlosen Neckerei. Da wandte sich Dorothea plötzlich zu ihr um und sah das gutmüthige Auge mit innigem Antheil auf sich gerichtet. Sie blitzte es mit dem ihrigen nieder

und sagte scharf und kalt: „In vier Wochen, Florence — dann sind sie Alle versprengt, Mancher schon todt! Was kümmert es uns!" Dann trat sie ganz vom Fenster zurück und stellte sich zur Gräfin Rossi, als wolle sie sich vor einer Erwiederung auf ihre Worte sichern.

Vom Hofstaat der Königin, bei welchem man das Geleit tapferer Männer gern noch weiter genossen hätte, war nur ein Einziger, welcher es mit Freuden den Rückweg nach Innsbruck antreten sah: das war Graf Serclaes von Tilly. Seine Gefährten hatten den Seneschall von Namur noch nie so freudig gesehen, als an diesem Tage, und es fehlte nicht an boshaften Zungen, welche die Ursache dieser ungewöhnlichen Erheiterung zu ermitteln suchten. Sie kamen der Wahrheit nahe genug: der schöne Franke, wie Wolf Schott im Frauengemach zuweilen genannt wurde — man beschuldigte sogar insgeheim die Oberhofmeisterin, trotz ihres Vornamens Lucretia, denselben zuerst so genannt zu haben — der schöne Franke hatte den Seneschall zur wüthendsten Eifersucht gereizt, denn was seinen eifrigsten Huldigungen in Jahresfrist nicht gelungen war, das hatte dieser Wolf in wenigen karg gemessenen Augenblicken, die ihm nur gelegentlich zur Unterhaltung vergönnt gewesen,

bei der kleinen goldköpfigen Schierstädt bewirkt: sie freundlich und gesprächig zu machen! Man sah es ihm wohl an, daß er dem Albrecht Alcibiades von Brandenburg nahe gestanden hatte, von dem man sich so viel Galanterien erzählte, unbeschadet seiner wilden Kriegslust — Krieg und Liebe verträgt sich ja, wie schon die Mythe der alten Griechen beweist. Zu Augsburg auf dem letzten Reichstage hatte Markgraf Albrecht mit verschwenderischer Freigebigkeit Bankette und Feste gegeben, bei denen auch schöne Frauen und Fräulein nicht fehlen durften, er hatte selbst die Königin Maria mehrmals eingeladen, und wer von den zu Mittewald anwesenden Herren ihres Gefolges daran Theil genommen hatte, wußte noch davon zu erzählen, wie er alle Herzen gewonnen. Sie hatten damals auf Wolf Schott nicht geachtet, wenigstens entsann sich Keiner mit Bestimmtheit seiner Person — hätten sie nicht gewußt, daß zu jener Zeit das Fräulein von Schierstädt nicht bei der Königin, sondern in der Mark bei ihren Verwandten gewesen war, so würden sie gedacht haben, es sei die erneuerte Bekanntschaft, welche sie gegen den Ritter Schott so freundlich, wie sich dessen noch kein Mann von ihr rühmen konnte, gestimmt, aber das war eben nicht der Fall, darum mußte man annehmen, daß es

dem Genossen des gefährlichen Albrecht Alcibiades gelungen sei, ihr hartes märkisches Herz endlich zu rühren. Armer Seneschall!

Der Rückweg nach Innsbruck wurde von den kaiserlichen Edelleuten schneller zurückgelegt, als sie vom Innthal zu dem Passe emporgezogen waren. Dort hörten sie schon allerlei bedenkliche Gerüchte, welche sich während ihrer Abwesenheit verbreitet hatten, und täglich liefen deren mehr ein. Der Kaiser war unzugänglich, seine geistigen Sorgen hatten die körperlichen Leiden, von denen er heimgesucht war, vermehrt. Was ihm der römische König, was der Kurfürst von Brandenburg geantwortet hatte, war wenig geeignet, ihn zu beruhigen. Die Feinde hatten sich endlich offen erklärt, sie waren in's Feld gerückt, wie er wußte, sie hatten in schwerer Anklage über ihn zum deutschen Volke gesprochen. Joachim von Brandenburg verzweifelte daran, daß noch eine Vermittelung den Lauf der Dinge aufhalten könne, er äußerte sich darüber betrübt: „sie lägen ihm so auf dem Herzen, daß sie ihn zu unzeitigem Abgange von der Welt bringen würden!" Und keine Macht hatte der Kaiser, der in drei Erdtheilen gebot, seinen Feinden entgegenzustellen, der Schrecken ging vor ihnen her und hielt die katholischen Fürsten, die

Stifter und Städte, so wie den oberdeutschen Adel ab, die Waffen für ihn zu ergreifen; wenige Besatzungen, hier und da in Festen verstreut, konnten sie den Heereszug, der sich wie eine Lawine vergrößerte, aufhalten? Selbst in den Niederlanden regte sich schon der Geist des Widerstandes, und das war mit ein Grund gewesen, warum die Statthalterin, deren Klugheit und Mäßigung sich dort bewährt hatte, von Innsbruck abgereist war. Sie hatten die Huldigung des Infanten Philipp abgelehnt, weil sie nicht durch Spanier regiert sein wollten und weitere Eingriffe in ihre Privilegien und Rechte befürchteten. Gedanken des finstersten Mißtrauens wehten den einsamen Kaiser an. Die Königin, seine Schwester, bisher die eifrigste Freundin seines Lieblingswunsches, dem Sohne die deutsche Kaiserkrone zu sichern, hatte so plötzlich die Farbe gewechselt, und nur auf Versöhnung mit den Fürsten, auf bedingungslose Freilassung der Gefangenen gedrungen, welche ihm doch Bürgschaft für die Erfüllung jenes Wunsches geben sollten. Sein Bruder, der römische König, noch mehr aber dessen Sohn Max, welcher um seiner deutschen Gesinnung willen bei allen Ständen des Reichs beliebt war — Beide durch des Kaisers Pläne, seinem Infanten die Thronfolge

zu verschaffen, in ihren Rechten bedroht und auf eine ferne Zukunft verwiesen, waren sie nicht vielleicht auch gegen Ihn? König Ferdinand, welcher dem Kurfürsten so nahe stand, hätte gewiß mehr thun können, wenn er es ernstlich und eifrig betrieben hätte!

Zu diesen Zweifeln, welche Karl zwar bekämpfte, die sich ihm jedoch stets von Neuem aufdrängten, kamen immer bösere Nachrichten von fern und nah. Er erfuhr, daß der König von Frankreich in Lothringen eingefallen war — bei ihm befanden sich die Geächteten, das wußte der Kaiser: Männer, wie Schärtlin, Reckerodt, Reiffenberg, von großem Ruf und bedeutender Kriegserfahrung, deutsche Kriegsobersten wiesen dem Feinde den Weg nach Deutschland! Die Bundesfürsten, zu denen auch noch der Herzog von Mecklenburg mit seinen Reitern gestoßen war, lagen vor Augsburg, und bei ihnen befand sich ein Abgeordneter des französischen Königs, der Bischof von Bayonne! Noch vertraute der Kaiser darauf, daß die Reichsstadt, in welcher er einen ihm ergebenen Rath eingesetzt hatte, sich lange halten und ihnen den Paß sperren werde, da raubte ihm ein Eilbote, der am 4. April auf schäumendem Pferde in Innsbruck eintraf, diese letzte Hoffnung. Er hatte den Weg

über das Gebirg in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt und brachte die Nachricht, daß die Bürgerschaft von Augsburg den Rath gezwungen habe, Unterhandlungen mit den Verbündeten anzuknüpfen. Fünf bis sechs Tagemärsche standen sie jetzt von Innsbruck, die Straße war frei und der Herzog von Baiern hatte sich neutral erklärt!

„Sie werden mich eines Tages in meinem Bette gefangen nehmen!" sagte der Kaiser bitter zu seinem Kammerdiener, dem getreuen Dubois. Dann sank er in tiefes Nachsinnen, und als er zum Entschluß gekommen war, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb unter den heftigsten körperlichen Schmerzen wohl zwei Stunden lang. Mit unerbittlicher Schärfe beleuchtete er seine ganze Lage. Niemand in Deutschland wolle sich für ihn erklären, seine Gegner hätten die Macht, er nicht die Mittel, Geld zur Rüstung zu finden. Unter solchen Umständen könne er nicht länger im Reiche verbleiben. Zu seinem Bruder Ferdinand zu gehen, sei ihm bedenklich, dort werde er nicht die Freiheit des Handelns haben, sondern sich in die Bedingungen, welche seine Feinde verlangten, fügen müssen. Nach Italien zu gehen, müsse er den Weg durch das venetianische Gebiet einschlagen, was ihm aus Gründen nicht rathsam scheine,

und auf das geworbene Kriegsvolk in seinen italienischen Besitzungen könne er nicht bauen, weil es wegen lang' ausbleibenden Soldes meuterisch geworden sei und durch Gewaltthätigkeiten auch das Landvolk aufgeregt habe. Von dort nach Spanien überzuschiffen, sei wegen der französischen und türkischen Seemacht, welche das Mittelmeer sperre, gefährlich. Es sei ihm daher allein noch der Weg nach Flandern offen, Flandern das einzige sichere Land, von wo er seine weiteren Maßregeln treffen könne. Dorthin wolle er sich ungesäumt begeben. Dies Schreiben gedachte der Kaiser seinem Reichskanzler Granvella zur Erklärung seines Entschlusses zu hinterlassen, ein zweites in ähnlicher Fassung richtete er an seinen Bruder, den König Ferdinand, nur in einer Stelle geändert, welche die Möglichkeit einer Reise zu diesem betraf.

Kein Mensch in der Umgebung des Kaisers erfuhr an diesem Tage etwas von dem Vorhaben. Alles ging seinen gewohnten Gang, der Monarch in seiner Seelenkraft wußte sogar eine heitere Ruhe zur Schau zu tragen, die seinem Innern fremd war. Erst, als Alles sich zum festen Entschluß gestaltet hatte, ließ er durch Dubois insgeheim den Oberst-Stallmeister Jean d'Andelot und einen seiner treuesten Kämmerer, Albrecht von Rosen-

berg, rufen. Auf Beider Verschwiegenheit konnte er sich unbedingt verlassen. Er theilte ihnen mit, daß er Innsbruck verlassen und sich auf dem Wege durch das Ober-Innthal und die Ehrenberger Klause zum Bodensee, von da nach Flandern begeben werde; es sei aber sein Wille, daß Niemand etwas davon erfahre, sie sollten ihn begleiten und die Anstalten dazu treffen, daß Alles ohne Aufsehen möglich sei. Ueber die Gründe, welche ihn zu diesem Entschlusse und insbesondere zu der Heimlichkeit der Ausführung bestimmten, sprach er sich nicht aus, sie mochten dieselben aber wohl errathen. Ohne alles Gefolge wollte der Kaiser reisen!

„Aber zwei bewaffnete Edelleute doch!" sagte der Oberst-Stallmeister, „Eure Majestät würden dadurch freiern Weg haben, denn sie könnten vorweg auf Kundschaft reiten, und träfe sich's, daß ein kleiner Streiftrupp schon bis da hinein gedrungen, so wären wir stark genug, ihn zu vertreiben. Sie müßten auf eigene Hand aus Innsbruck, jeder einzeln, ausreiten, und Eure Majestät auf der Straße nach Nassereut erwarten."

Der Kaiser schüttelte erst den Kopf. Sich durchzuschlagen war seine Absicht nicht, doch wil-

ligte er nach einem kurzen Bedenken ein. „Wen willst Du mitnehmen?“ fragte er.

Andelot nannte den Ritter Albrecht von Bestenberg, welcher dem Kaiser mit aufopfernder Treue ergeben war, und Karl setzte hinzu: „Wolf Schott mag der Zweite sein — den will ich aber selbst vorher sprechen.“

Der Kämmerer von Rosenberg eilte ihn aufzusuchen und brachte ihn nach kurzer Zeit zur Residenz. Dubois hatte dafür gesorgt, daß der Weg rein war, durch welchen sie zum Kaiser gelangen konnten.

Als Wolf Schott eingetreten war, zog sich Rosenberg in das Vorzimmer zurück. Der Kaiser winkte dem Franken, näher zu treten, und ließ sein Auge einen Moment forschend auf ihm ruhen.

„Weißt Du von Deinem Markgrafen?“ fragte er dann. Wolf konnte darauf nur mit schwerem Herzen antworten.

„Die Türken hausen nicht ärger, als seine Reiter im ganzen Oberland!“ fuhr Karl fort. „Was hat das arme Volk verbrochen, daß er es so grausam behandelt —?“

„Mit Willen Seiner Gnaden geschieht es gewißlich nicht!“ wagte Schott seinen Herrn zu entschuldigen. „Eure Majestät weiß, wie schwer das

Kriegsvolk im Zaume zu halten ist und noch vor Magdeburg bei der größten Strenge —“

Eine ungeduldige Handbewegung des Kaisers hieß ihn schweigen. Der Name Magdeburg war ihm eine verhaßte Erinnerung. Hätte er dem Kurfürsten Moritz, auf den er glaubte wie auf einen Felsen bauen zu können, die Execution der Acht nicht übertragen, so hätte er ihm jeden Vorwand geraubt, Truppen zu werben und unter den Waffen zu halten.

„Du hast mir einst einen Rath gegeben, Wolf,“ sprach der Kaiser dann. „Er war gut gemeint und ich glaube auch, daß Du mir treu bist —“

„Eure Majestät wolle mich auf die Probe stellen!“ rief Wolf Schott.

Der Kaiser blickte ihn freundlich an. „Das wird bald geschehen, für Dich und Viele wird die Stunde kommen — möchten sich dann Alle bewähren! Du riethest mir und ich nahm Dir die Kühnheit nicht übel, mein Panier aufzuwerfen — jetzt haben es die Rebellen gethan, welche Deutschland den Franzosen unter die Füße werfen wollen —“ hier hielt er inne, die Bitterkeit, welche in ihm waltete, schien ihn über seine gewohnte Zurückhaltung hinzureißen. Er fuhr dann ruhiger fort: „Ich habe für Dich wiederum einen Auftrag.

Du hast meine Botschaft an den Kurfürsten Joachim rasch und klug bestellt, und mir von dort manche wichtige Meldung gebracht. Jetzt werde ich Dich nach den Niederlanden senden."

Er erwartete in Wolf's offenen Zügen den Ausdruck einer freudigen Ueberraschung zu lesen; seine Schwester, die Königin, hatte ihm in einer Stunde vertraulichen Gesprächs über andere Dinge, als Politik, in frauenhafter Weise von einem Verhältniß gesprochen, das sich unter ihren Augen anzuknüpfen scheine, und dem Kaiser war diese Andeutung, die ihn sonst wenig interessirt hatte, in diesem Augenblick wieder eingefallen. Er sah aber auf Wolf's Gesicht nur Befremdung, keine Befriedigung. „Eure Majestät hat über mich zu gebieten," sagte er.

„Du scheinst den Ritt nicht gern zu thun?" fragte der Kaiser. „Sage mir's offen, warum?"

„In jetziger Zeit — bliebe ich lieber im unmittelbaren Kriegsgeleit Eurer Majestät!" erwiederte Wolf, ohne sich zu besinnen.

„Kriegsgeleit! Meinst Du, daß ich aufsitzen werde, in's Feld zu rücken? Wo ist mein Heer?"

„Wenn der Kaiser im Reich zu Hauf ruft und der Reichsadler fliegt, wird das Heer nicht fehlen!"

„Wohl!" versetzte Karl, welcher von niederen

Dienern viel eher ein kühnes Wort vertrug, als von hochgestellten Fürsten und Herren. „Es giebt aber noch einen andern Weg, der dem Reiche viel Unglück spart, den will ich gehen.“

Jetzt glühte wirklich in Wolf's Auge ein Strahl der Freude auf: hatte er den Kaiser recht verstanden? Er sollte eine Botschaft nach den Niederlanden bringen, an wen anders, als an die Königin von Ungarn? In den Niederlanden, zu Mecheln, wurde der Landgraf von Hessen noch immer gefangen gehalten; zu seiner Befreiung hatten sich ja die Fürsten nur verbunden, ein Wort der Gnade von den Lippen des Kaisers, und die Banner wurden zusammengerollt, die weißen Feldbinden und Abzeichen, Frankreichs Farben, welche zur Schmach jetzt von deutschen Fürsten getragen wurden, verschwanden, und der Friede kehrte zurück! Das war der Weg, den der Kaiser, statt den Reichsadler fliegen zu lassen, gehen wollte, und Wolf Schott sollte die Gnadenbotschaft nach den Niederlanden bringen! Er war unvorsichtig genug, seinen Gedanken zu verrathen, so daß er nicht mißverstanden werden konnte.

Der Kaiser sagte kein Wort. Er sah nur den kühnen Mann, der ihm das wagte, mit einem kalten Blicke an und seine starke Unterlippe trat mehr

hervor. Wolf fühlte, daß er sich vergangen hatte, und sein Blut, das ihm vor edler Aufwallung mächtig zum Herzen geschwollen war, sank wie vor einem eisigen Luftzuge.

„Du wirst heut in der Nacht aufbrechen, wenn die eilfte Stunde geschlagen hat," sagte Karl darauf so ruhig, als habe er kein Wort von seinem Diener vernommen. „Wie Du verschwiegen gewesen bist über Deine letzte Sendung, erwarte ich es auch heute von Dir. Du kannst Dich darauf einrichten, nicht wieder nach Innsbruck zu kommen, aber einen Knecht nimmst Du nicht mit. Um eilf Uhr reitest Du auf die Straße nach Zirl hinaus, eine Viertelstunde von der Stadt bleibst Du jedoch halten und wartest weitere Befehle ab."

Der Kaiser wollte ihn damit entlassen — auf einmal jedoch überkam es ihn wie eine menschliche Regung vollen Vertrauens, das er auch gegen Wolf von sich fern gehalten. Er blickte ihn fest an und sprach: „Du sollst Deinen Kaiser geleiten helfen!"

Wolf erschrack. „Eure Majestät wollten —" rief er betroffen aus.

„Ich will Innsbruck verlassen," sagte Karl mit unbewölkter Stirn. „Das sag' ich Dir, weil ich

auf Deine Treue rechne. Einst werde ich sie Dir lohnen — Du kannst mich mahnen an dies Wort. Geh' und rüste Dich, und thue, wie ich Dir befohlen habe." Er winkte jetzt entlassend, und Wolf entfernte sich mit erneuter Hoffnung. Wenn der Kaiser sich in Person nach den Niederlanden begab, so war es ja viel besser. Von dort aus, in aller Freiheit der Entschließung, konnte er die beiden gefangenen Fürsten ihrer Haft entlassen, und wenn auch darüber noch einige Zeit verging, in welcher die Feinde deutsche Länder verheeren konnten, der Friede war um so sicherer und machte dann Alles wieder gut. Wohl hatte Wolf mit Schmerz vernommen, was über seinen ehemaligen Herrn am Hoflager gesprochen wurde: von Schonung des flachen Landes, welche seine Verbündeten ausdrücklich verlangt, hatte Markgraf Albrecht nichts wissen wollen, und seine Schaaren raubten und sengten weithin durch die reichsstädtischen Gebiete. Mochte auch Manches, das man sich von ihren Gräueln erzählte, übertrieben sein, Wolf kannte seinen hartherzigen Herrn zu wohl, als daß er hätte hoffen dürfen, es werde gegen seinen Willen geschehen, und was er dem Kaiser zu seiner Entschuldigung gesagt, entsprach seiner eigenen Ueberzeugung keineswegs. Schon sah er ihn auch die Stifter Würz-

burg und Bamberg, nach denen ihn stets gelüstet, überziehen, und Wolf wußte wohl, daß Wilhelm von Grumbach, welcher mit dem Bischofe von Würzburg, seinem Lehnsherrn, zerfallen war, seine steten Aufreizungen gegen denselben bei dem Markgrafen, dem er diente, endlich durchsetzen werde. Das schöne blühende Frankenland, welche Heimsuchung stand ihm bevor! Und Keiner in der Umgebung Albrecht's, wie sehr auch Wolf sie durchdachte, Keiner, der auf ihn einen mildernden Einfluß geübt hätte!

Die Anstalten zur heimlichen Abreise des Kaisers wurden in aller Stille getroffen. Dubois blieb zurück, um auch am andern Morgen so lange als möglich zu verhindern, daß die Thatsache, welche einen furchtbaren Eindruck hervorbringen mußte, bemerkt werde. An seiner Statt sollten den Kaiser sein Barbier van der Fé, welcher ihm mit gleicher Treue ergeben war, und nur zwei Diener begleiten. Zur gewohnten Stunde des Abends entließ Karl seine Kämmerer und Dienerschaft, und begab sich mit Dubois, der ihn immer entkleiden half, in sein Schlafgemach. Ueber der Hofburg und der Stadt lag bald tiefe Stille, durch welche nur von Zeit zu Zeit der Anruf eines Wächters klang. Draußen rauschte der Inn mit hochgehenden Wogen, und auf den schneebedeckten Bergen

glänzte das Mondlicht. Als die eilfte Stunde auf St. Jakob schlug und die anderen Thürme folgten, zog Wolf Schott, zur Reise gerüstet und bewaffnet, sein Roß, das er selbst gesattelt hatte, aus dem Stall, saß auf und ritt langsam dem Thore zu. Hier war durch den Oberst-Stallmeister bereits Vorsorge getroffen, daß keine Umstände gemacht wurden, zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu öffnen. Wolf gelangte in das Freie und ritt langsam den Weg hinaus, der sich stromauf unter den Massen des Patschikofl dahinzieht: es war eine frische Mondnacht, die Ferner vom Stubaierthal leuchteten von jenseit des Flusses silbern herüber, und vor dem einsamen Reiter schienen die Riesenhäupter, die sich zum höchsten Alpenpasse emporthürmen, die Straße ganz zu versperren.

Feierlich war ihm zu Muthe. Das Schweigen der Nacht um ihn her stimmte wohl zu den Gedanken, welche seine Seele bewegten, und er richtete sein Auge fragend zu den Sternen, die vor dem Monde, der hoch am Himmel stand, nur schwach flimmerten. Welch' eine Mahnung — diese nächtliche Reise! Fern aus den Bergen klang ein dumpfer, lang nachhallender Donner — war es eine Lawine zur Nachtzeit, wo sie doch selten oder niemals stürzen? Sie begrub vielleicht auch ein stolzes

Gebäude, wie es hier in anderm und höherm Sinne zu Grunde gegangen war!

Eine ziemliche Strecke war Wolf geritten, jetzt machte er Halt an einer Krümmung des Weges, um, wie ihm befohlen war, zu warten. Auf einem Vorsprunge über ihm stand eine Kapelle, das Kreuz auf ihrem bescheidenen Dache blinkte im Mondstrahl, und Wolf, obwohl einer andern Kirche angehörig als die Gläubigen, welche droben täglich beteten, faltete die Hände und befahl dem Herrn der Welt Alles, was sein Herz in dieser Stunde bedrückte.

Nicht lange währte es, so ließ sich durch die Stille von der Stadt her das Rollen eines Wagens und der Hufschlag von mehreren Pferden vernehmen. Bald erblickte er auch zwei Reiter, die an der Spitze des kleinen Zuges ritten, und einer davon sprengte ihn an. „Ritter Schott?" Er gab Antwort. Die Stimme kannte er nicht, aber da er von ihr angewiesen wurde, sich dem Wagen anzuschließen, so gehorchte er, während die beiden Reiter noch weiter vortrabten, um die Straße zu erkunden. Es war ein armseliges Gefährt, das Wolf nun im Mondschein daherkommen sah, ein einzelner Mann saß darauf in zusammengesunkener Haltung: Wolf hätte weinen mögen, so erschütterte ihn der Anblick. Zwei dunkle Reiter, in ihre

Mäntel gehüllt, ritten neben dem Wagen, zwei andere schlossen den Zug. Ohne ein Wort zu wechseln, gesellte sich Wolf zu den letzteren, und schweigend ging es durch Nacht und Gebirg auf der steinigen Straße weiter. Zirl war erreicht, es mochte zwei Uhr sein. Droben ragte die Martinswand — ob der Kaiser wohl seines Großvaters Max gedachte? Der hatte sich dort als kühner Gemsjäger verstiegen, und es schien keine Möglichkeit, ihn zu retten; unten war das Volk jammernd zusammengelaufen und der Priester mit dem Allerheiligsten hatte sich eingefunden, es ihm, zu dem er nicht gelangen konnte, wenigstens für sein Seelenheil im Tode zu zeigen — da kam Rettung, wo sie schon aufgegeben war, ein Alpenhirt erschien bei dem Kaiser und zeigte ihm dennoch einen Pfad: das Volk aber sagte, es sei ein heiliger Engel gewesen, von Gott dem frommen Kaiser gesendet. Wird Gott auch dem Enkel Maximilian's, wo Alles verloren scheint, einen Engel der Rettung senden? Rastlos ging die Fahrt weiter stromauf — noch zeigte sich kaum ein schwacher Rosenschimmer auf den Spitzen der Ferner, als Telfs gewonnen war; auch hier wurde kein Aufenthalt gestattet, obwohl der Herr von Andelot den Kaiser leise darum gefragt hatte. Erst in Miming,

da es schon tagte, hielt der Zug eine kleine Weile an, um die Pferde verschnaufen zu lassen und ihnen ein wenig Heu zu geben. Der Kaiser verließ seinen Wagen nicht und verschmähte die Labung, welche van der Fé von Innsbruck mitgenommen hatte und ihm jetzt anbot.

„Darf ich mit vorausreiten?" fragte Wolf Schott, welchem die Brust wie von einem Felsen belastet war, den Oberst-Stallmeister. „Wir könnten doch, nun es Tag ist, mancherlei Begegnung haben."

Andelot genehmigte es, versicherte aber, daß van der Fé des Weges und der Leute im Lande sehr kundig sei, und ermahnte Wolf, ihn in allen Dingen gewähren zu lassen. Dieser ritt denn vor an die Spitze, als der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzte, und es war ihm, als könne er nun freier athmen.

So gelangten sie thalauf endlich nach Nassereut, es war acht Uhr. Hier wurde eine lange Rast bis über Mittag gemacht, der Kaiser mußte vom Wagen gehoben werden, und zog sich gleich in das kleine Zimmer der Herberge zurück, welches der vorausgeeilte van der Fé für ihn in Beschlag genommen hatte. Dieser versah jetzt alle Dienste um seine Person, wie sie nur der treue Dubois,

der mit dem ganzen Hofstaate zurückgeblieben war, hatte versehen können. In dem Städtchen hatte der Zug natürlich einiges Aufsehen erregt, und Neugierige standen noch vor dem Hause, wo er Einlager hielt, aber sowohl van der Fé, der mit dem Volk umzugehen wußte, als der Ritter von Bestenberg, der selbst ein Tiroler war, hatten es verstanden' eine genügende Erklärung über den Kranken, der in's Wildbad geleitet werden sollte, zu geben. Wer hätte in dem ärmlich gekleideten Manne, der so hinfällig war, daß er nicht vom Wagen steigen wollte, den mächtigen Kaiser der Christenheit erkannt? Daß er ein bewaffnetes Geleit bei sich hatte, war natürlich in der unsichern Zeit. Die Nachrichten von dem Einbruch feindlicher Heerschaaren, von der Unterwerfung so vieler Städte und den weiten Streifzügen der markgräflichen Reiter, die nach allen Seiten das Land brandschatzten, waren schon hieher gedrungen und wurden eifrig erzählt, da die Fremden, welche wohl von weither kamen, noch gar nichts davon zu wissen schienen. Ein Mann, der gestern von Reutte gekommen, wo sich ein schwaches kaiserliches Häuflein zu sammeln begann, wollte wissen, daß schon Ulm berannt, wenn nicht gar genommen sei, und daß ein Rennfähnlein

brandenburgischer Reiter durch Schwaben streife bis Kempten, vielleicht schon bis Füßen hin. Das war nun zwar unmöglich, wie die Begleiter des Kaisers sich wohl berechnen konnten, immerhin aber machte es sie besorgt für die Sicherheit der Reise, welche durch jene angeblich bedrohte Gegend führte. Wer stand dafür, daß die Städte, in denen sich noch vom schmalkaldischen Kriege her viel Widersetzlichkeit erhalten hatte, bereits auch ohne unmittelbaren Zwang dem feindlichen Bunde beigetreten seien, und daß nicht irgendwo, wenn der Kaiser erkannt werde — der treue Andelot konnte nicht ausdenken, was sich seiner Vorstellung aufdrängte, er hielt es aber für Schuldigkeit, seinen Herrn zu warnen. Der Kaiser wollte nichts davon hören und die Reise wurde Nachmittags fortgesetzt.

Bei Nassereut spaltet sich die Gebirgsstraße, ein Ast führt im Ober-Innthal weiter nach Imbst und immer höher aufsteigend nach Landeck, um sich zum höchsten Alpenpasse, dem Wormser Joch, zu erheben: das ist die Straße nach Italien. Der andere Zweig, beschwerlicher, weil schlecht gebahnt noch zu jener Zeit, wendet sich gen Norden und verläßt das Tiroler Land bei der Ehrenberger Klause, dem starken Schloß, welches den

Grenzpaß bewacht und mit einer guten Besatzung österreichischen Kriegsvolks vom Könige Ferdinand belegt war. Diese Straße schlug der Kaiser ein, er hoffte heut noch bis zur Klause zu gelangen und sandte seinen van der Fé voraus, um den Befehlshaber der Feste von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Dort unter den Waffen treuer Krieger konnte er schon offen auftreten. Wolf Schott, welcher gehofft hatte, wiederum mit vorausreiten zu dürfen, erhielt Befehl, bei dem Wagen zu bleiben. Der Kaiser richtete ein Paar Fragen an ihn, doch brach er dann kurz ab und sank wieder in sein düsteres Schweigen.

Im neugebahnten Passe lag das Dorf Lermos, wo einst Kaiser Lothar II. auf seinem Alpenzuge gestorben war. Hier mußte wiederum eine Rast genommen werden, denn der Herr war auf das Aeußerste erschöpft und gab es auf dringende Bitten Andelot's selbst zu. Vor dem Hause, das er nicht betreten wollte, um möglichst schnell wieder aufzubrechen, setzte er sich auf eine Bank, und seine Getreuen standen in einiger Entfernung mit ihren Pferden bei dem Wagen, dessen Vorspann der Knecht in aller Eile wieder etwas fütterte. Im Hofe, der durch eine niedrige Mauer

getrennt war, jodelte lustig eine Tirolerin bei ihrer Arbeit, in der sie sich nicht stören ließ — ihre reine und frische Stimme klang so freudig, es war den Männern, die in schwer bedrückter Stimmung waren, eine wahre Herzenserquickung, auch der Kaiser schien aufmerksam zu werden und lauschte. Jetzt sang sie; es war ein Volkslied jener Zeit, das nicht blos in Tirol, sondern weit im deutschen Lande gesungen wurde, und mit seiner einfachen und traurigen Melodie überall zum Herzen drang. Hier aber machten die Worte, als habe das Mädchen wie eine Seherin durchschaut, wer vor dem Hause ihr lauschte, einen tiefen Eindruck. Wolf erschrack bei dem ersten Ton der ihm wohlbekannten Weise:

„Innsbruck! ich muß Dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin;
Mein Freud' ist mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im Elend bin.“

Aller Augen ruhten unwillkührlich und verstohlen auf dem Kaiser. Karl blickte vor sich nieder, aber kein Zeichen verrieth, ob er die Worte beachtet habe. Das Mädchen sang nicht weiter, sie erschien gleich darauf in der Hausthür und sah sich die

fremden Gäste an. Als ihr Auge auch auf den Mann fiel, der dicht an der Thür auf der Bank saß, rief sie laut, zu einer Frau gewendet, welche hinter ihr stand: „Wie schaut der dem Kaiser ähnlich!" Und die Andere drängte sich hervor, um ihn auch zu sehen. Sie kannte den Kaiser nicht, aber ihre Tochter war im Winter lange in Innsbruck gewesen und mußte also wissen, wie der Kaiser ausschaute.

Karl machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben, und der Kämmerer von Rosenberg eilte augenblicklich zu seiner Unterstützung herbei. Alle hatten die Worte des Mädchens gehört und sich davon beunruhigt gefühlt, obwohl sie keine Gefahr darin für ihren Herrn sahen. Was konnte es schaden, wenn er hier erkannt wurde? Im Lande Tirol, wo dem Hause Habsburg noch Niemand die Treue gebrochen hat oder brechen wird! Nur die Würde des Kaisers fanden sie verletzt, wenn er in dieser dürftigen Gestalt, mit so schlechtem Gefolge, vom Volke gesehen wurde.

„Schaffe, daß wir bald fortkommen!" sagte der Monarch.

In diesem Augenblick hörte man einen donnernden Hufschlag vom obern Ende des Dorfes

herabkommen. Es war van der Fé mit dem Diener, der ihn begleitet hatte. Als er seinen Herrn und das Geleit, das er schon früher auf der Bergstraße zu finden erwartet, am Hause erblickte, gab er seinem Pferde schärfer die Sporen, sprengte heran und warf sich aus dem Sattel, als wolle er dem Kaiser zu Füßen stürzen.

„Es hat seine Richtigkeit!" sagte er fast athemlos in französischer Sprache, damit es die in der Thür lauschenden Dorfleute nicht verstehen sollten. „Ich habe in Bachelbach, eine Stunde diesseit der Klause, Herrn Hans Walter, einen Hauptmann, gesprochen, der hat mir genaue Kundschaft gegeben von Allem, was sie droben wissen. Die Feinde haben Ausgsburg schon eingenommen und wollen heut noch Füßen besetzen, und die Reiter des Markgrafen streifen allewege bis Kempten. Es ist kein Durchkommen mehr möglich."

Der Kaiser verwies ihm streng diese Rede und gab Befehl zum Aufbruch. „Ich muß einen herzhaftern Mann schicken, der mir die Straße erkundet," sagte er. „Wolf Schott, sitz' auf und nimm den Andern mit Dir. Vorwärts!"

Aber selbst Andelot, der tapfere burgundische

Edelmann, welcher einst bei Pavia den König Franz, den ersten Ritter seines Landes, seit Bayard gefallen, den „König der Edelleute", im Zweikampf bestanden hatte, selbst Andelot bebte vor der Gefahr zurück, seinen Kaiser ruhmlos in die Hände einer gemeinen Streifschaar fallen zu sehen, und als er erst seine Stimme erhoben hatte, da wagten es auch Rosenberg und Bestenberg, den Herrn zu beschwören, sich nicht in diese Gefahr zu begeben. Karl wies sie unwillig zurück, er wollte von keiner Umkehr hören.

„Thu' was ich Dir befohlen!" herrschte er Wolf zu, der sich schweigend verhalten hatte. „Wenn Diese nicht mit mir gehen wollen, mögen sie umkehren, Du, mein Sohn, wirst bei mir ausharren!"

„Das werde ich bis zum Tode!" rief Wolf in deutscher Sprache. „Aber ich kann Eure Majestät auch nur flehentlich bitten, nach Innsbruck zurückzukehren. Dort ist Eure geheiligte Person in der Mitte vieler Getreuen, die mit Euch kämpfen, so Ihr das Schwert zieht, und für Euch freudig sterben werden. Hier — wenn es das Unglück wollte und Ihr in die Gewalt Eurer Widersacher geriethet — o, daß Eure Majestät auf unsere Bitten hören möchte! Mein kaiser=

licher Herr zürne mir nicht, ich kann nicht anders reden!"

Da gab der Kaiser stumm das Zeichen der Gewährung. Die Rückkehr nach Innsbruck wurde angetreten.

Ende des dritten Bandes.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England,) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. gr. 8. 2 Bde. broch. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. gr. 8. 2 Bde. broch. 4¼ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.